

RUDOLF KOCH

MENSCH /



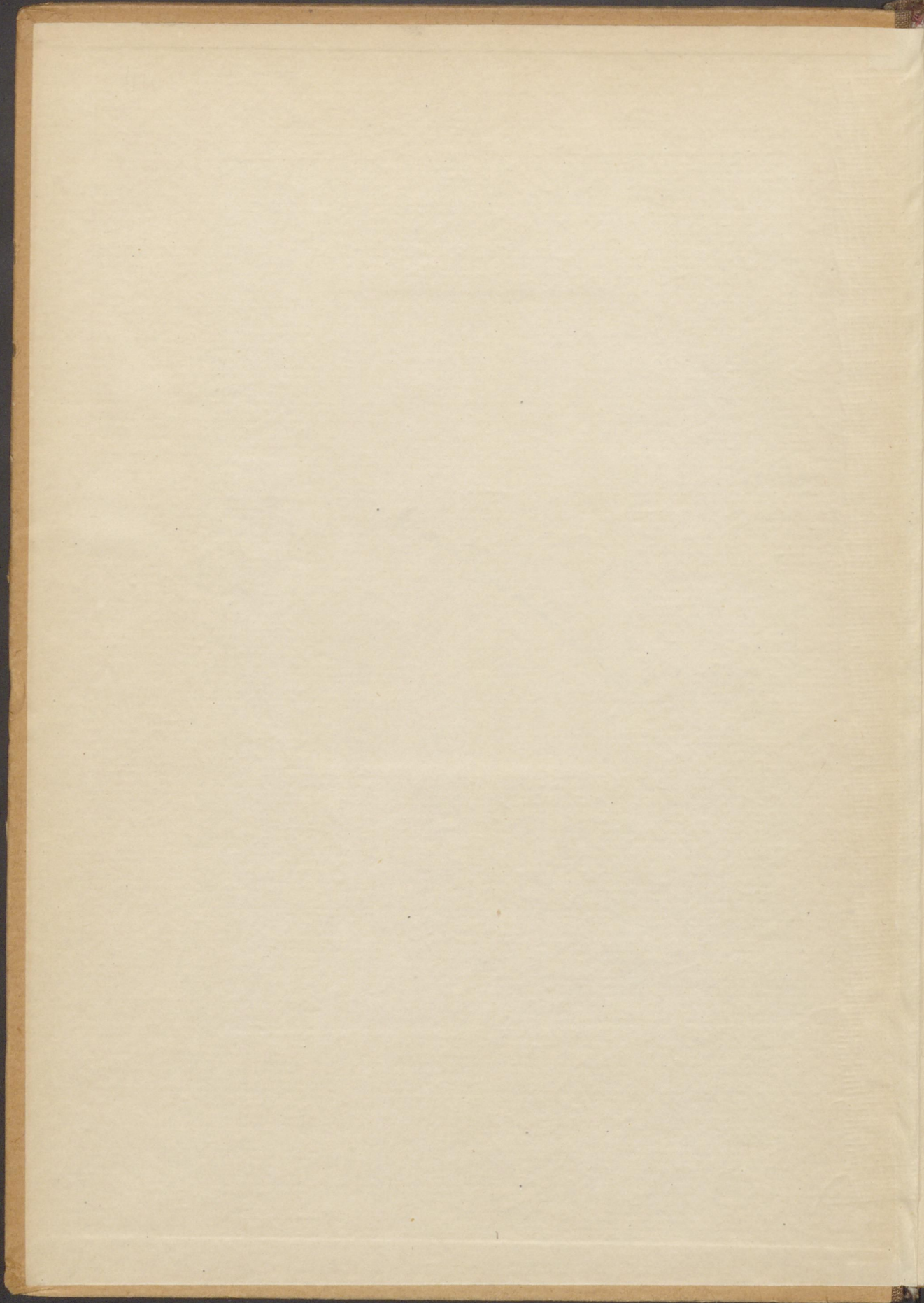
SCHRIFTGESTALTER

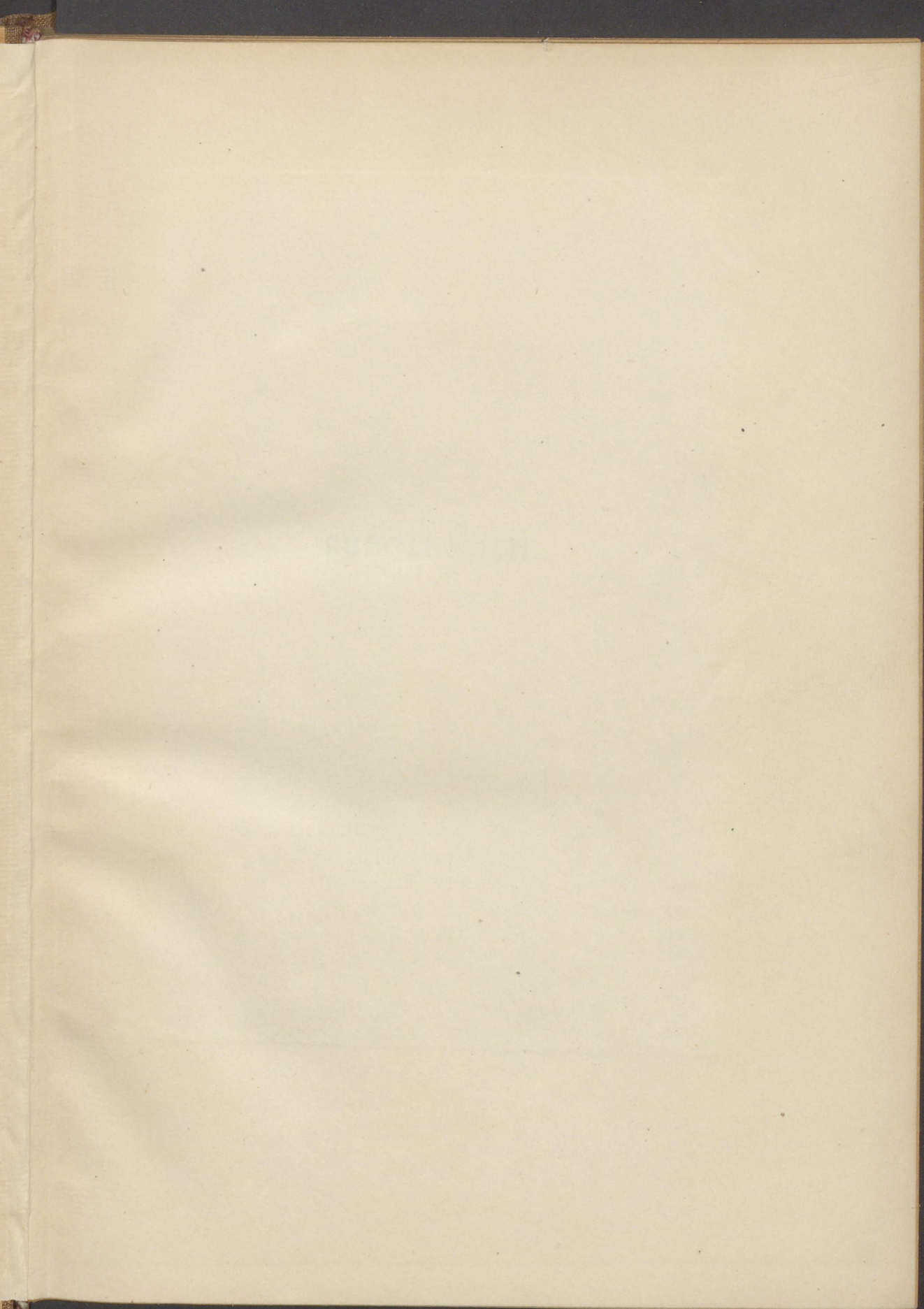
UND ERNEUERER

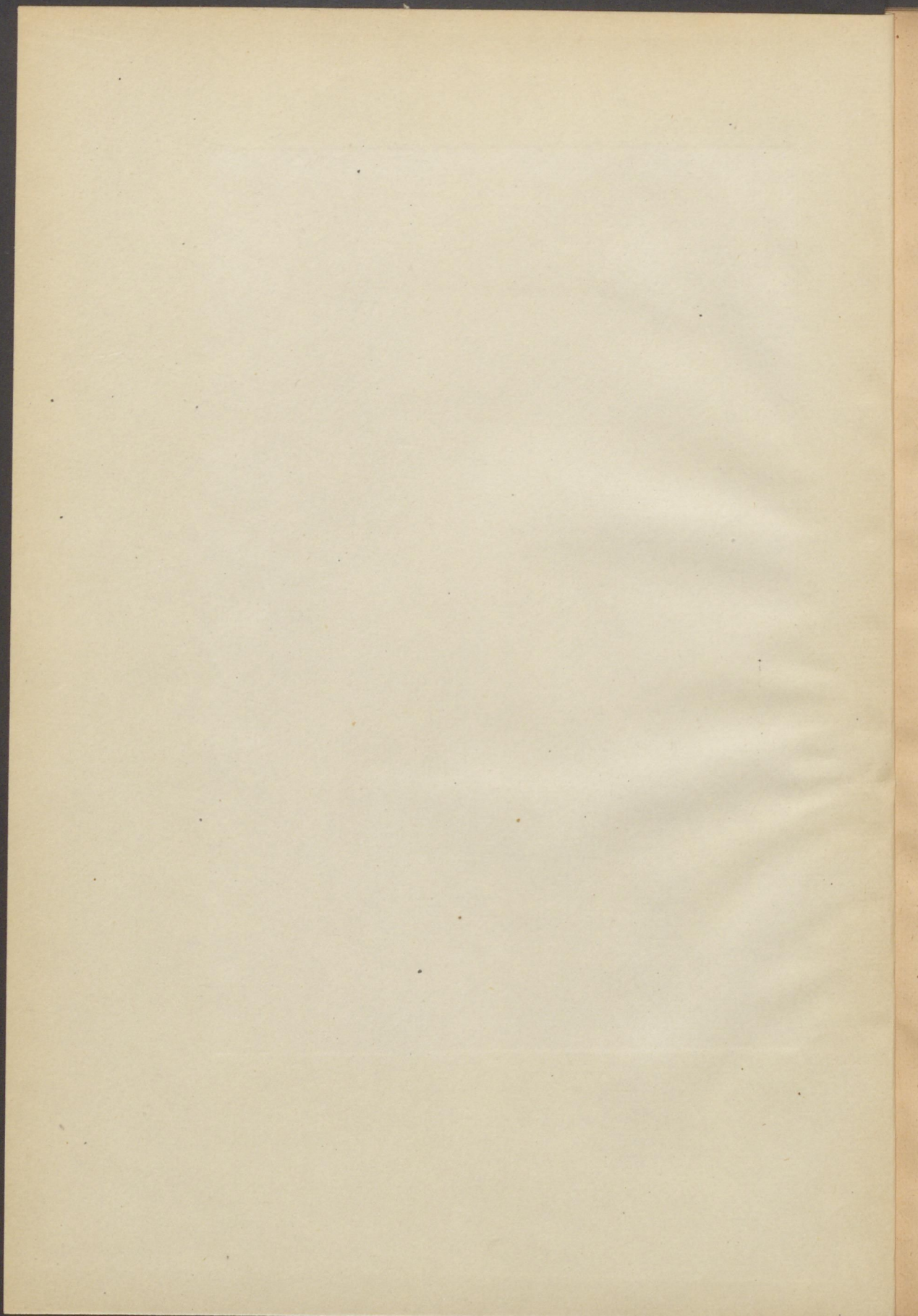
DES HANDWERKS

+

VON OSKAR BEYER







RUDOLF KOCH



RUDOLF KOCH

Mensch, Schriftgestalter und Erneuerer
Des Handwerks

Von

Oskar Beyer



1949

Evangelische Verlagsanstalt / Berlin

Meinem Sohne Ralph

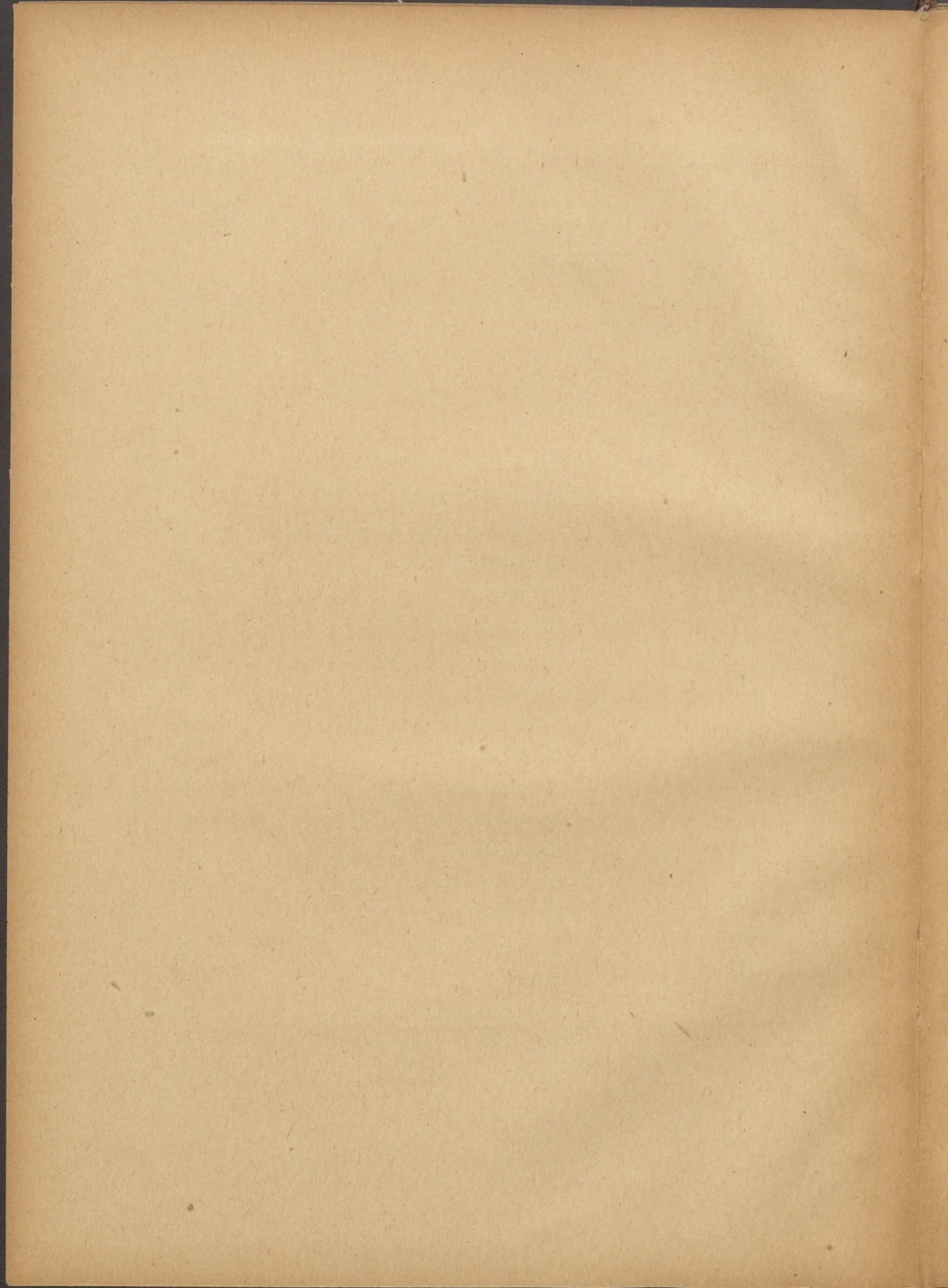
Veröffentlicht unter der Lizenz Nr. 325 der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland

Ausstattung: Rudi Wagner, Potsdam

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig M 103 • 48 / 1045

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Einführendes | 7 |
| Schrift als Ausdruck | 9 |
| Die Schriften Kochs und ihre Wirkung | 13 |
| Das Menschliche | 16 |
| Lebensrahmen | 18 |
| Die Wendung | 20 |
| Schriftsprache | 24 |
| Zeichen | 28 |
| Das Handwerk | 36 |
| Die Gegenstände | 43 |
| Wertgemeinschaft | 49 |
| Das Blumenbuch | 54 |
| Wandteppiche | 59 |
| Zwei Schriften und ein Buch | 64 |
| Das „Gesicht der Kirche“ | 68 |
| Es sinken die Kräfte | 76 |
| Moriturus | 84 |
| Übertragbarkeit des Geistes? | 89 |
| Einsprüche | 93 |
| Beispiel | 98 |



Einführendes

Das in diesem Buch Gesagte ist der Wunsch und der Versuch, ein Erinnerungsbild zu zeichnen. Besser noch: ein Wirkungsbild; denn das Leben derer, die geschieden sind aus dieser Sichtbarkeit, ist, sofern es irgend Leben war, ein unablässig Wirkendes und Nahes.

Seit der persönlichen Berührung sind rund 25 Jahre hingegangen, — unendlich mehr an Leben und Erfahren in sich bergend, als was diese Spanne Zeit im Menschenleben sonst bedeutet. Doch jetzt erst ist die Stunde reif, um etwas auszusagen und die Aussage zu vertreten: die Landschaft dieses Lebens, dieses Wirkens entnebelt sich.

Dem Verfasser war vergönnt, durch eine Reihe allerwesentlichster Jahre hin in einer Wesenseinigkeit mit Rudolf Koch sich zu befinden, die nicht alltäglich war. Die an ihn gelangten Briefe sind reich an Aufschluß über eine Innenwelt, wie sie in solcher Unbefangenheit und Stärke der Empfindung höchst selten in Erscheinung tritt. Sie bilden einen Bruchteil jenes umfangreichen Briefnachlasses, der, obwohl ohne Zweifel eine von den wichtigsten Bekundungen nicht nur im deutschen Schrifttum unserer Zeit, noch immer nicht erschienen ist.

Dazwischen fallen die persönlichen Begegnungen: Besuche beiderseits; in Offenbach, Berlin und Potsdam. Fast jedesmal ereignete sich da Besonderes, Einmaliges, weithin Strahlen werfend. Dann veränderte der Lauf der Jahre unerwartet die Beziehung. Es war, als ob widrige Winde oder Strömungen aufkamen und des anderen Segel zwar noch sichtbar bleiben, doch einen Zwischenraum entstehen ließen, der den gewohnten Austausch nach und nach unmöglich machte.

Auch das, wie alles, sah der Freund und Bruder Rudolf Koch in großem Stil, — als vorübergehende Bewölkung der unauflösbaren Verbundenheit im Hinblick auf das gleiche Ziel; dem letzten seiner Briefe, welchen er — in dem verhängnisvollen Jahre 33 — bereits ins Ausland adressieren mußte, war ein Blatt mit der Aufschrift beigelegt:

Und wenn uns auch der Sturm verschlägt —

Ans heimatliche Ufer trägt uns doch die letzte Welle. —

So kann und muß denn auch die alte — in der Zwischenzeit nur noch gereifte Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit — im Blick auf das Gewesene und Bleibende den Unterton der Rede bilden. Mag diese Lücken oder Schwächen zeigen, so hat sie doch vielleicht den Vorzug, kein abgeblaßtes und kein herkömmliches Bild zu übermitteln.

+

Nur wenig Neues fördern die Abbildungen zutage; vielen wird das meiste davon längst bekannt sein. Nicht wenig ist aus von vornherein aus Gründen des bildtechnischen Verfahrens. Doch ganz von dem abgesehen, was aus solchen Gründen möglich war, was nicht, haben wir uns abzufinden mit der beinahe hoffnungslosen Zerstreuung, ja Vernichtung von Originalen. Es ist eine von den sinnvollen Sinnlosigkeiten unserer Zeit, daß wir künftig nur noch einen kleinen Ausschnitt des „Gesamtwerks“ kennen werden. Als habe dieses Wort auf das, was gerade von Koch ausging, nicht zur Anwendung gelangen sollen. So ging vieles bei den Flugangriffen unter. Und schon 1938 war so ungefähr das Beste aus den stärksten Jahren Rudolf Kochs durch einen Freund des Hauses mit nach USA geflüchtet worden, — wohin, wird wohl auf lange, wenn nicht immer dunkel bleiben.

Die Bücher über Koch sind längst vergriffen oder ebenfalls vernichtet. Wir müssen uns mit dem Erreichbaren bescheiden. Und doch, auch das Vorhandene reicht hin, sich ein Vorstellungsbild zu bauen, aus dem sich Nahrung ziehen läßt für unser bestes Leben.

Potsdam-Rehbrücke, im Juli 1947.

D. B.

Schrift als Ausdruck

Von der Handschrift her weiß ein jeder: sie ist ein getreues Spiegelbild des Menschenwesens. Ja noch mehr als das, — sie sagt in der Regel auch von der Seelenlage, in der wir uns befinden; ähnlich wie der Gang des Menschen ist die Art und Weise, wie wir schreiben, aufschlußreich, ob wir herabgestimmt, ob hochgemut, ob voller Kraft und Hoffnung, ob in Traurigkeit und Jagen, in Zorn und Haß oder in Sympathie.

Aus der geregelten Beobachtung der entsprechenden Formunterschiede, die sich unwillkürlich in der Schrift ausdrücken, hat sich eine eigene Wissenschaft entwickelt. Für die Durchleuchtung des Charakters, für die Klärung seelischer Verfassung hat sie, auch für die Lebenspraxis, ungeahnte Wichtigkeit gewonnen. Die im Schreiben waltenden Gesetzmäßigkeiten sind uns nicht mehr unbekannt; letzten Endes aber handelt es sich hier, in der „Graphologie“, um eine Gabe, eine Kraft der Intuition. Wer sie besitzt, der hat schon vom Gesamteindruck, dem „Schriftbild“ eines Briefes oder Manuskriptes aus die Möglichkeit, auch ohne Einzelkenntnisse der Wissenschaft sich deutliche Vorstellungen zu bilden über den Urheber jenes Dokuments. —

Irgendwie steht diese Fähigkeit, Formunterschiede schärfstens zu empfinden, auch in Verbindung mit der Kunstbetrachtung. Man spricht, mit Recht, oft von der „Handschrift“ eines Künstlers und hat damit die Art im Auge, wie ein Maler seine Pinselstriche setzt, ja schließlich überhaupt sein Bild zu bauen pflegt. Diese Art ist ebenso gesetzlich, wie sein Verhalten Menschen gegenüber, seine Äußerung gemüthlicher Bewegungen und seine „Auffassung“ der Dinge dieser Welt, durch die Wert oder Unwert seiner Bilder so entscheidend mitbestimmt wird. —

+

Daß jemand, der den Sinn, das Auge hat für solche feinsten Unterschiede, auch für Schriften überhaupt die echte Aufgeschlossenheit besitzt, kann keine Frage sein. Denn er wird in der Lage sein, die Lettern als Gestalten aufzu-

fassen, deren jede, wenn sie recht ist, ihr besonderes Leben, ihren „Charakter“ hat.

Im allgemeinen allerdings ist das lebendige Interesse an der Schrift, an ihren Formen und Problemen, geschweige an der Schriftgeschichte keineswegs vorauszusetzen. Das hängt zusammen mit dem Nicht-Anschaulichen, der Abstraktion, der Zeichenhaftigkeit der Schrift.

Trotz ihrer beispiellosen Wichtigkeit im kulturellen Leben, trotzdem fast jeder täglich mit ihr umgeht oder in Berührung kommt, beschränken wir uns in der Regel auf ein praktisches, problemloses Verhältnis. Die meisten ahnen gar nicht, daß der Schriftgestaltung etwa eigentümliche Gesetze und Probleme innewohnen. Sie wären höchst erstaunt, wenn man behauptete, daß sie in den Bereich der Kunst gehört — so gut wie Malerei und Plastik. Sie nehmen sie, entfernt, darüber nachzudenken, als ein Selbstverständliches, Gegebenes, wie Luft und Wasser. Man beruhigt sich damit, nichts Näheres von ihr zu wissen, indem man sie betrachtet als handwerklich-technisches Spezialgebiet, als Angelegenheit der Gießer, Setzer, Drucker und Verleger.

+

Diese Teilnahlosigkeit für Schrift und Schreiben, die auf mangelhaftem oder nicht entwickeltem Formgefühl beruht, war der Grund des offenbaren Niedergangs der Schrift seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Entartung des Schriftwesens war nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Erscheinung, eine Krankheit unserer Zivilisation.

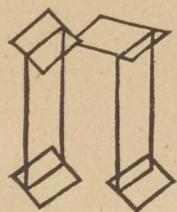
Von England ist dann, in den folgenden Jahrzehnten, ein neuer, mächtiger Impuls gekommen. Er wirkte sich, verkörpert vornehmlich in William Morris, besonders in den Handdruckpressen aus. Ihr Beispiel und ihr Einfluß reichen bis in unsere Gegenwart. Auch nach Deutschland griff, seit etwa 1885, diese Wirkung über und brachte die Empfindung für das „schöne“, das lebendige, das heißt beseelte Druckwerk wieder neu in Gang. Menschen, die das Buch als geistiges Gefäß und alles, was damit zusammenhing, aufrichtig liebten, schlossen sich zusammen. Künstler einer innerhalb des deutschen „Kunstgewerbes“ sich entfaltenden Bewegung für die edle Form der Schrift sowie das Buch als edlen Gegenstand vereinten sich. Es wetteiferten Verleger, dem Buch nicht nur die inhaltliche Sorgfalt, sondern gleichfalls die entsprechende formale zuzuwenden. Die Schriftwahl wurde grundlegend für hochwertige, anspruchsvolle Buchgestaltung, nicht weniger, wenn man den Auftrag gab, den Einband zu entwerfen. Man begann, der Schriftgeschichte

+ S. M. Dostojewskij +
EIN RUSSISCHES
EVANGELI
UM
TUM

Zufzeichnungen, Gespräche und Predigten des +
+ Starck Sossima

nachzugehen und geriet dabei von einem Staunen in das andere. Das Schrift- und Buchinteresse, das auch Werbemittel wie gelegentliche Ausstellungen nicht zu scheuen brauchte, zog langsam aber sicher Kreise. Eine durchschnittliche Qualität der Buchgestaltung hat sich daraufhin entwickelt. Höchster Anspruch allerdings, besonders in bezug auf Werkstoff und Verarbeitung, behielt mehr oder minder stets den Charakter des „Ästhetischen“ und ließ ein abgesondertes „Bibliophilentum“ entstehen, das sich von dem Schlichten und Gesunden weit entfernte und das Buch zum Luxusgegenstand gemacht hat. Es war dies die Zeit, als ein unbekannter junger Mann, in der Buchstadt Leipzig ziemlich dürftig lebend, auf die Idee geriet, an Stelle des beliebten „Schönschriftschreibens“ ein herberes, charaktervolles Schreiben mit der breiten Feder zu versuchen, um, wenn möglich, sich damit eine Existenz zu schaffen.

IIIIII III IIIII

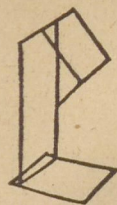


nnn m m uu

nun minimum

cc ee rr aa oo

vv ww von



verona wien weimar

Die Schriften Kochs und ihre Wirkung

Was Rudolf Koch, der damals — Anfang des Jahrhunderts — junge Mensch, aus seinen Erstversuchen in der Folgezeit entwickelt hat, ist oft beschrieben, oft gepriesen worden. Er ging langsam zuwege, setzte, seiner Art gemäß, bedächtig Schritt vor Schritt. War aber ohne Unterbrechung tätig, gönnte sich kaum eine Ruhepause. Seit jenem ersten Anfang war ihm eine Weite aufgetan, die ihn zu Weiterungen zwang, um, ohne recht zu wissen, was er tat, den ganzen Umfang seiner Möglichkeiten zu erschließen.

Allmählich, aber nicht zu hindern, rückte er vor in die erste Reihe der Schrift- und Buchgestalter seiner Zeit. Zuerst erstaunt, vielleicht mit Überlegenheit gemustert, wußte er die ihm gemäße Art mit einer zähen und durch nichts beirrten Tatkraft durchzusetzen. Mit seiner ganz besonderen Fähigkeit zu schreiben ließ er bald die anderen hinter sich. Seine erste Druckschrift schon war ein Ereignis. Und es folgte dieser eine nach der anderen. Zwanzig bis zum Ende seines 57 Jahre langen Lebens; keiner der Berufsgenossen sonst hat das vollbracht.

Und diese Schriften griffen, wie es der Bestimmung einer Druckschrift angemessen ist, weit ins öffentliche Wesen. Trotz ihres vielfach zu persönlich scheinenden Charakters wurden sie begehrt aus einer Art von innerem Bedürfnis. Sie waren nicht allein im besten Sinne lesbar. Sie waren nicht nur glücklich ausgewogen. Sie entsprachen nicht nur der jeweiligen Bestimmung. Sie waren Spiegelbilder eines ungewöhnlichen Charakters. Ein Allgemeines und als wesentlich Empfundenes fand hier seinen sinnbildhaften Ausdruck. Es durchwehte sie ein tief bemerkenswerter Geist, ein ganz besonderes Menschentum; unendlich zart, feinnervig, waren sie zugleich voll einer hohen Männlichkeit. Auch war in ihnen etwas kraftvoll Deutsches, nur ohne Enge, ohne Dogmatismus.

Man hatte angefangen, ein beispielhaftes Element in diesen Schriften zu erfassen. Vor allem das durch Koch verwirklichte Prinzip, auch eine Druckschrift aus dem Schreiben abzuleiten, das hieß, aus dem Lebendigen, dem Zug der Hand. Nicht aus der bereits ins Technische gedachten strengen „Zeichnung“, vielmehr aus einem Vorgang, der unmittelbarer war und dem lebendigen Empfinden Raum gab. Es atmete in diesen Schriften. Irgend etwas von Personenkraft teilte sich da mit, wengleich im wesentlichen unbewußt empfunden und durch Worte gar nicht auszudrücken.

Koch bildete damit den Gegenpol zu den gleichzeitigen Bestrebungen, auch Schriften durchaus sachlich, kühl und unpersönlich zu gestalten. Alles an ihm widerstrebte einer kalten „Konstruktion“ und einer Technisierung, die vom neuen Baustil her in das gesamte Leben übertragen werden sollte. Wenn er indes mit dem, was er als Werkender vollbrachte, dieser Kälteströmung sich entgegenstellte, geschah es nie etwa aus stumpfer Reaktion heraus. Ebenso wie er mit modischen, vergänglichen Zeitströmungen, die scheinbar seiner Art entgegenkamen, gar nichts zu schaffen haben konnte.

Er war kein Mensch der Angleichungen, Zugeständnisse und Suggestionen. Er war er selbst und folgte nur der Stimme des Gewissens. Er konnte schließlich nicht verhindern, daß man sein Prinzip mißbrauchte, daß er in viele artverschiedene Hände kam und auf diese Weise auch ins Fahrwasser des Modischen, der Sensation geriet.

Nicht dies jedoch ist seine Wirkung auf das gestaltende Bewußtsein seiner Zeit. Seine Wirkung war die des berufenen „Erziehers“: nicht nur des Form-erziehers, sondern auch des ethischen Erziehers. Denn er ermutigte dazu, die inneren Wesenskräfte zu entwickeln und in die scheinbar so unsäglich nüchterne, sachliche Schriftparbeit einzuflechten. Und mehr, als andere es vermochten, hat er den Sinn für die Verantwortung und für den Ernst, die Treue solcher Arbeit gegenüber zum mindesten gezeigt, wenn nicht geweckt, bestärkt, gesteigert.

Sein Biograph behauptet – und er wird darin kaum fehlgehn –, daß wohl manche Künstler neben ihm geholfen hätten, dem wunderbaren Instrument des Buchdrucks reine, volle Töne zu entlocken, daß aber keiner es verstanden habe, es mannigfaltiger und mächtiger zu spielen. Aus dieser Fähigkeit heraus, sein Instrument zu spielen, begreifen wir die Wirkung, die er ausgeübt: diese lockernde, belebende und einen Weg erschließende –, mochten ihre Folgen sichtbar werden oder nicht.

schöpfung

ein buch +
für
religiöse
Ausdruckskunst

Das Menschliche

Längst nicht ganz begriffen, wenngleich oft erörtert ist der innere Zusammenhang von Kunst und Menschentum. Koch ist ein schlagender Beweis dafür, daß jede hohe künstlerische Leistung, daß der schöpferische Umgang mit Formen und Verhältnissen nicht abzulösen ist von dem, was den Schaffenden als Menschen ausmacht und bewegt.

Dies ist tausendfach bezeugt; so sagt Goethe es mit nüchterner Monumentalität: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen.“

„Mensch“ heißt mehr noch als „Charakter“. Mensch ist ein Charakter, der in ganz bestimmter Richtung geht auf straff gespannte Ziele oder vielmehr auf ein großes ideelles Ziel hin. Mensch-Sein ist eine Aufgeschlossenheit für andere, eine Wesenswärme, die sich ohne weiteres mitteilt und die Menschen, denen sie sich mitteilt, freudig stimmt und in irgendeinem Sinne produktiv macht.

+

Das war dies Etwas, das von Koch persönlich ausging und gegen das sich keiner wehren konnte. In welchen Kreis er auch eintreten mochte, alsbald wurde es empfindlich. Auch solche, die mit seiner Arbeit nichts zu schaffen hatten, solche, denen seine Denkungsart von Hause aus vollkommen fremd war, sahen sich nach kurzem schon im Banne seines Wesens.

Nach außen hatte er dabei nichts Imponierendes. Er wirkte eher unscheinbar. Das konnte sein ein biederer Handwerksmeister, Kunsttischler, Goldschmied, Faktor einer Druckerei. Vom „Künstler“ oder Geistesmenschen trug sich nichts zur Schau.

Er wirkte harmlos und gutmütig. Auffallend freilich war sein Blick: er war von ungewohnter Schärfe, man spürte bald, daß dieser Mann nicht ohne weiteres geblendet werden könne. Diesem Blicke ließ sich zutraun, daß er durchdrang bis in unenthüllte Schichten.

Rudolf Kochs Geheimnis Menschen gegenüber lag darin, daß er dort, wohin er auch geriet, durch seine bloße Gegenwart alle künstlichen Gesellschaftszäune niederlegte. Ihm eignete die Fähigkeit und ein so hohes innerliches Freiheitsmaß, daß er jedem, wer's auch sei, sich schrankenlos entgegenbrachte. Damit wurde auch im Gegenüber etwas freigelegt, was, vielfach hinter Masken und Verschleierung verborgen, sich unbewußt nach der Befreiung streckte. Nun sah sich solch ein Mensch nicht in der Außenseite seines Wesens, vielmehr in einem kümmerlichen Winkel ernst genommen, der von ihm bisher mißachtet und verleugnet worden war. Es dämmerte ihm etwas auf von seinen wahren Möglichkeiten. Er fühlte sich erkannt, durchschaut, und, mochte es auch sehr verwirrt und trübe um ihn stehen, doch schon bestätigt und mit einbegriffen in den Ring des Lebens.

So Gewonnene, ihm Zugewachsene ließ Koch dann freilich meistens nicht mehr los. „Ich weiß“, schrieb er einmal, leicht scherzend, „daß ich ihnen allen schwere Not mache, ich bin ein ausgesprochen ungemütlicher Kunde.“

Diese erzieherische Genialität, mit Menschen umzugehen und sie auf ihren „Weg“ zu bringen, war Folge einer sonst in solchem Grad nur selten anzutreffenden Aufrichtigkeit. Weil diese in ihm herrschend war, deshalb konnte er, wie wenige, auch aufrecht stehn und gehn und handeln. In jeder Lage war er fähig, sich seiner Überzeugung angemessen zu verhalten. Er mußte sagen, was er wirklich meinte. Unendlich viel ging vor in seinen Hintergründen; undurchsichtig aber hat er nie gewirkt. Sein Verhältnis zu den Dingen, Menschen und Geschehnissen war eindeutig, bestimmt. So duldete er auch um sich herum nichts Halbes, Schleichendes und Ungewisses. —

Verständlich, daß nicht jeder diese Art vertrug. Deshalb wurden ihm die Außenstehenden und Außenbleibenden — denn solche gab es schließlich auch, leicht feindlich. Wahrhaft gerecht kann ihm nur werden, wer selbst aufrichtig ist. Seine Leistung im Bereich der Schrift, des Handwerks ist im Grunde nur Aufrichtigen zugänglich. Menschen also, welche rückhaltlos und voll empfinden, Menschen unerstarrten Herzens und der Lebenstiefe aufgetan.



Lebensrahmen

Zu seinem Wesen, seiner Menschlichkeit gehört auch das, worin er irdisch sein Zuhause hatte, das greifbare, bestimmte Erdreich, das ihn formte, das ihn so und anders nicht hat werden lassen. Da ist der engste Lebenskreis der „Seinen“, die Familie; jener schlichte, saubere, nach außen nüchtern-bürgerliche Organismus, in dem ein jeder mit dem anderen selbstverständlich, ohne die Verbindung zu betonen, umging. Aber dieser Organismus war der Rahmen, ohne den der einzelne undenkbar war.

„Ich allein kann gar nicht beurteilt werden. Meine Arbeiten geben nicht das Bild meines Wesens. Mein ganzes Leben mit Frau und Kindern gehört dazu und alles, was aus ihnen wirkt. Das erst ist mein Wesen.“ (13. 6. 1923.)

Dann – wer wollte sagen, ob noch mehr als das, ob gleich, ob weniger, – die heimatliche Erde. Jenes Land „voll Liebe und Treue“, das Rudolf Koch gebar in einer seiner wesensstärksten Städte: Nürnberg.

Aus der Volkheit strömte es ihm zu an unbekanntem und bewußten Kräften, mit allen Fasern war er eingewoben in das reiche, herrliche Geflecht. Eigentümlich „deutsche“, und zwar allerbeste deutsche Eigenschaften prägten schon entscheidend seine erste Tat, die „Deutsche Schrift“ des Jahres 1910, von der so starke Wirkung ausging. Koch hätte niemals eine Zeile aufzuschreiben brauchen über das, was er als „Deutscher“ sei und wisse und empfinde. Er war natürliches Gewächs der Erde, die ihn trug; war eine der in solcher Bündigkeit nun allerdings sehr seltenen Einkörperungen deutschen Geistes.

Die Grundgesundheit seines Volksverhältnisses erwies sich auch in dem, daß es ihm keine Mauern setzte. Koch war „Deutscher“ so wie Gandhi „Indier“ war; im Sinne einer allseitig erschlossenen Menschlichkeit. Gewiß, „Weltbürger“ fühlte er sich nicht. Er konnte nur von einem festen Grunde aus, den er nicht zu verlassen Willens war, ein Verhältnis zu den anderen Völkercharakteren finden. Weil er bewußt und leidenschaftlich hingeebener Deutscher war, weil er sein irdisches Zuhause kannte, liebte und befahte, deshalb schlug sein Herz zugleich für alles Anderswüchsige, sofern es nur gesund war, stark, urtümlich, unverbildet, – wo in der Welt es ihm begegnen mochte.

Wer je mit ihm in ein Museum kam von Gegenständen ferner, „primitiver“ Völker, mußte staunen, wie er sich zu Hause fühlte. Inmitten dieser „fremdartigen“ Dinge bewegte er sich wie ihr lange, ja seit je vertrauter Freund. Seine Ehrfurcht diesen Anfangslauten menschlichen Formwillens gegenüber kannte keine Grenzen, denn hier war doch eben alles richtig, groß, unschuldig. Er war imstande, sich derartig intensiv in jede dieser Formen, jeden Bildstoff, in jede Maserung hineinzufühlen, daß er sich selbst und das, was in ihm lebte und nach Ausdruck rang, hineingab. Das wenige, das er darüber sagte, war dann immer Außerstes und Letztes, und das Ungesagte, die wortlose gemeinsame Erfahrung verwandelten den nüchternen Museumsaal in einen Raum der Andacht. —

Auch dem Jüdischen — dort insbesondere, wo es noch die unverkümmerte Gemeinschaftsbindung aufwies — war dieser Grunddeutsche, dieser glühende, erklärte Christ in einem Grade nahe, den nur die wenigsten erwartet hätten. Der Chassidismus, jene breitverzweigte mystische Bewegung im Ostjudentum, die zeitlich eine Parallelerscheinung unseres deutschen Pietismus bildet, hatte es ihm angetan. Der „Baalschem“, von dem die Strömung ihren Anfang nahm, und alle seine Schüler waren ihm Vertrauteste. Er sprach von ihnen so, als sei er selbst ein Glied in dieser wunderbaren Reihe. Die überlieferten Geschichten, die er herrlich und mit größter Plastik nacherzählte, waren seine eigensten Begebenheiten¹.

Gerade die Beziehung Rudolf Kochs zum Judentum ist ein noch durchaus unbekanntes, kaum vermutetes Kapitel; so wie nur wenigen geläufig ist, daß manches Jüdische an Schriften wie an Gegenständen aus seiner Werkstatt kam. Von hier aus glättet und behebt sich, was ihn hie und da vielleicht einmal zu „deutsch“, zu eng erscheinen lassen konnte.

¹ „Der große Maggid“ erschien in seiner Buchausstattung 1922.

★ Martin Buber ★

Der große Maggid und seine Nachfolge

Die Wendung

Der Weltkrieg brachte ihm, wie auch Franz Marc und noch wie vielen sonst, die große Wende seines Lebens ein. Vorher war er Bürger, Familienvater, Schriftzeichner; die ansteigenden Berufserfolge sagten ihm, daß er um Künftiges sich keine Sorge mehr zu machen habe.

Nun wurde alles dies mit einem Schlage wieder fraglich, — so fraglich, als wäre es nur Schein gewesen, als könne es in Zukunft keine Geltung mehr besitzen.

+

Mit beinahe 40 Jahren sah sich Koch, als ein Atom, einem organisierten Riesenchaos ausgeliefert. Das Ungewöhnliche hieß nun die Macht, die über ihn Gewalt besaß. Ausgefallene Situationen, aufwühlende Erfahrungen bestimmten diese Jahre, an deren Ende man nicht glauben konnte. Koch hat von dem Erlebten sich selbst wie auch den Seinen in der Heimat getreulich Rechenschaft gegeben in dem kostbaren Familienbuch der „Kriegserlebnisse“¹. In welchem positiven Sinne die gewaltige Erfahrung eines Krieges für ihn fruchtbar wurde, bezeugen Stellen, die sich auf die täglichen Beobachtungen und Erfahrungen mit seinen Kameraden gründen.

... Ich habe sie kennengelernt bis in die tiefsten Winkel ihrer Herzen. Manchen rohen Gefellen, viele kleine und enge Selbstliebe, dummen Unverstand, bösen Willen, stumpfe Trägheit, ... aber ich habe mehr noch gesehen, Treuherzigkeit, Hilfsbereitschaft, ehrliche Freundestreue und edle Menschenliebe, die in diesen Knechten und Arbeitern, Bauern und Handwerkern wirkten ... Ich danke Gott für diese Zeit, da ich unter Menschen lebte, die durch Kultur und Verstandesbildung noch nicht entfremdet sind großem, schlichtem und edlem Menschentume ...“

... Nun begegne ich im Felde Menschen, die alle, meist viel jünger als ich, durch Kriegsschicksale von einer anderen Seite her ihre Menschwerdung betreiben ...“

¹ Erschienen nach seinem Tode im Insel-Verlag, Leipzig.



Was sind meine Stiefel. Die habe ich getragen
in meinem 40. Lebensjahr als Grenadier
im Band der Mark, auf den Landstraßen
Serbiens, über die Sturmhöhen auf dem
Toten Mann bei Verdun, im Feldlazarett
und in der Heimat. Dann wieder in der
Champagne und bei Reims an schwe-
ren Kampftagen vor dem Brimont.
Dort kamen sie um am 2. Mai 1917 durch
eine französische Granate.

„Das Beste, was ich gewonnen habe im Kriege: In aller Demut, mit der ich meinen Dienst tat, in aller Niedrigkeit meiner geringen Stellung, wo ich lange Monate ganz vergessen hatte, daß ich überhaupt einen Wert darstellte unter den Menschen, da ist mir, als ich auftauchte aus diesem Elend, ein starkes und sicheres Selbstgefühl entstanden, ein klares Bewußtsein meiner Kräfte, ein stärkeres Zutrauen zu mir selbst und ein frohes Hoffen für die kommende Zeit.“

+

Und doch, es war noch nicht getan mit dem, was Koch an Menschlichkeit und Widermenschlichkeit erfuhr im allernächsten Umkreis. Rilke sagt einmal: „Unser Herz ist tief, aber wenn wir nicht hineingedrückt werden, gehen wir nie bis auf den Grund. Und doch, man muß auf dem Grund gewesen sein. Darum handelt sich's.“

Koch wurde, darf man sagen, durch das im Krieg Erlebte in den Grund gedrückt. Er hat am Abgrund, einem schauerlichen, nie wieder zu vergessenden gestanden. Er erfuhr die äußerste Verlassenheit. Und gerade hier ging es ihm auf, daß Gott ihm nie bisher so nahe war.

„Als ich dachte, es sei niemand da, ist er gekommen.“

Von dieser Zeit her stammt alles andere.“

Es stammte daher auch die neue Fröhlichkeit: zu leben, ohne doch zu wissen, wie lange noch; ohne das Ziel zu kennen. Das Lebenszentrum war gefunden. Das Wesenhafte, Bleibende im Menschenleben wurde deutlich. Das Maßbewußtsein war gewonnen, das notwendig ist, um in der Welt sich wahrhaft zu behaupten und im Kern Nicht-Anfechtbares zu vollbringen. Der große, einzig wichtige Zusammenhang von Seele, Welt und Gott war diese Frucht der Plagen, Leiden, der Erniedrigung, der Ferne von den Seinen, angesichts des Todes oder der Verstümmelung.

Er kehrte heim als freier Mensch, stark, furchtlos, still, in sich gefaßt, nun erst zum wahren Leben aufgewacht, und bis zum Bersten angefüllt mit Welt- und Lebensliebe, Mut und Hoffnung, unbändiger Freudigkeit und der Gewißheit des Berufenseins für Dinge, die, wie ein ungeborenes Kind, schon alles Fühlen, alles Denken unweigerlich in Anspruch nahmen.

Die Welt stand ihm, wie einst van Gogh, „in Flammen“. Und die Pforte, die sich Koch geöffnet hatte, drehte sich noch langsam weiter in der Angel. Vier Jahre nach Kriegsende schrieb er, es sei im letzten Jahre

„eine Wende mit mir vorgegangen . . . Aber jetzt erst ist es mir in die Fingerspitzen gedrungen . . . Es ist nichts anderes als ein immer größer werdendes Maß von Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit und Liebe und seine Gerechtigkeit.“

Immer ich bin ganz, daß nichts ist noch
Loben, nichts Furcht noch für Hand, nicht
noch Gewissen, nichts Ungewöhnliches
noch Zukünftiges, nichts Hohes noch
Tiefes, noch keine andere Gedanken
noch, ich schreibe nun die Liebe Gottes,
die in Lyrischer Form ist,
unpersönlich, ungenau,

Schriftsprache

Die alte Offenbacher Doppeltätigkeit: in der Schriftgießerei von Klingspor und der öffentliche Unterricht im Schreiben wurde wieder aufgenommen. Nebenher lief, wie schon früher, noch ein Drittes, — das private Schreiben in den freien Stunden. Und in diesem letzten brach, nicht mehr zurückzuhalten oder einzudämmen, das Neue, das Gewaltige hervor. Die tägliche Verpflichtung war Beruf. Das andere, das „Feiertägliche“ war die Berufung: die prophetische Berufung seines Lebens.

Aus den ersten unberateneren Schreibversuchen war die frühe Druckschrift angewachsen. Dann hatte er das Schreiben stetig fortgesetzt. Es war ihm klar, daß er es jetzt nicht liegenlassen dürfe, denn in den Zwischenjahren hatte es sich, ohne daß er schreiben konnte, in ihm fortgesetzt und im Dunklen breit entwickelt. Mehr als je empfand er eine stärkste Nötigung, wieder hinter den Beginn der Druckschrift, wieder zu den Quellen sich zurückzuschlagen.

Und weniger als je zuvor war das für ihn Romantisch. Er wußte sich dazu verpflichtet, dem Lebendigen zuliebe. Es war unumgänglich um der Ausdrucksmöglichkeiten willen, die dem mit der Hand Geschriebenen und dessen freier, quellender Gefühlsbewegung eigentümlich waren.

Noch fing damals wieder ganz von vorn an. Das zart Empfundene seiner Meisterleistungen der Vorkriegsjahre galt nicht mehr. Er schrieb nun in einem völlig neuen Geist. Er schrieb, wie kaum ein anderer zu schreiben wagte, zumal kein Anerkannter von der Junft.

+

In einer kleinen Schau, die Peter Jessen etwa 1921 in der Berliner Kunstgewerbebibliothek ausstellte, trat es in aller unscheinbaren Mächtigkeit hervor. Da hing ein Blatt mit Versen Rilkes, schwarz auf hellem Himbeerrot: „Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn . . .“ In festlich ausgetuschten Blättern lag da das „Große Karfreitagsgebet“. Es fanden sich die lapidaren

Herr Gott
Vater im Himmel /

Der du deines eignen Sohnes
nicht hast verschonet,
Sondern hast ihn für uns alle
Dahingegeben,
Ihn, der von keiner Sünde wußte,
Für uns zur Sünde gemacht
Und unter uns aufgerichtet hast
Des Wort von der Versöhnung

Worte Augustins vom „unruhigen Herzen“ und manches noch, das sich mit bisher nicht erfahrener Gewalt in des Betrachters Seele brannte. Alle diese Worte – auch die längst bekannten – standen da, als habe man sie vorher nicht gelesen. Wie Pfeile trafen sie ins Zentrum des Empfindens. Man vergaß zu fragen, wie eine solche Wirkung denn zuwege kam, unheimlich fast und doch so reich beschenkend. An der tagesklaren, aber grauen Welt schien sich daraufhin etwas zu ändern. Es war, als baue sich ein neuer Raum, ein mystischer, wie es geschah durch die Farbfenster alter Kathedralen. Umrisse einer neuen Ordnung schienen hier hervorzutreten. – Was lag vor?

Nichts, als daß einer seinen Weg gefunden hatte, daß er einer Stimme nachgegangen war, vor der es kein Entrinnen gab. Schreiben war hier Sprache, war ein Sprechenmachen dessen, was der Text aussagte, so daß dieser nicht nur lesbar, sondern innerlich vernehmbar wurde.

Schreiben wurde Ründung. Inhalt der Ründung aber war das „Wort“. Das „Raunen Gottes“, wie die alten Ränder Israels es nannten; „Logos“ im Sprachgebrauch der Stoiker und der Alexandriner, und nicht zuletzt des Verfassers des Johannes-Evangeliums. Das suchte sich hier eine neue Ausdrucksform, nicht mehr wie sonst: durch Sprache, Dichtung und Musik, durch Gemaltes, durch Gemeißeltes, Gebautes, sondern durch Geschriebenes. Das war wirklich neu und unerhört: Buchstaben werden ihrer textlichen Aussage dienstbar; die Schriftform — ähnlich wie's der Komponist dem Liedtext gegenüber tut — wurde „erlebtem“ Inhalt angeglichen.

Im Texterlebnis wird das „Wort“ vernehmlich, aufstörend aus der bürgerlichen Ruhe, übermächtig, zwingend. Es geschieht das allerdings nicht im leicht wiegenden, im obenhin gesagten und fixierten Text. Nur dort geschieht es, wo dem Verdichtenden die Gnade wurde, mehr auszusagen, als der Mensch mit seiner Kraft — auch nicht der blendendsten Begabung und den offensichtlichsten Talenten — sagen kann.

Nur Worte konnten da in Frage kommen, die es vertragen hätten, großgeschrieben an der Wand zu stehen! Nur Worte, schwer von Substanzgehalt. Nur Worte, in denen die geheime Macht, die wir Gott nennen, sich offenkundig macht und uns anredet, wenn wir es vernehmen können. Worte, weit verstreut durch die Jahrtausende im Weltchriftum, — nicht etwa nur beschränkt auf Biblisches. Und die doch in den Schriften, die sich zu dem einen Buche fügten, auf ein weltentwendendes Ereignis zugehen, dessen Auswirkung, wie Koch einmal gesagt hat, wir heute erst im Anfangsstadium erleben; denn alle anderen Bücher in der Welt hätten einen Sinn nur dann, „wenn sie zuletzt und auf irgendeine Art einmünden in das, was in dem Buch steht“.

+

Worte dieser Art schrieb er nur im Zustand äußerster Bewegung; und er schrieb ganz ohne Nebenzwecke, nur für sich allein.

Die Zeilen wuchsen sich zu Büchern aus. So wurde der Jesajaband mit seinem großen und erregten Atem. So entstand ein Lukasevangelium, der Psalter: die Schrift „verschlossen“, „wie blind, seltsam und unbegreiflich“.

Auch große Blätter, mächtige Kompositionen, die der Farbe nicht entbehren konnten. Und holzgeschnittene Sprüche, „Tafeldrucke“, wie die Zehn Gebote, und, von allem am ergreifendsten, das Blatt von 1920 mit dem Johannes-text: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost: ich habe die Welt überwunden.“

An den Evangelien, wie auch am Psalter, und vor allem andern am Prolog des Vierten Evangeliums schrieb Koch in jenen Jahren immer wieder, mit unermüdlicher Befessenheit. Des Reichtums der Möglichkeiten, diese Texte schriftgestaltend anzugehen, von immer neuen Seiten her, schien so bald kein Ende. Auch kam es vor, daß er ein ganzes Evangelium oder die „Bergpredigt“ als dicht in sich verhälften Zusammenhang von winzigen Buchstaben auf ein einziges Papierblatt brachte; das würde praktisch wohl kaum einer lesen, — ihm aber war es wichtig, das zu schreiben und den ungekürzten Text der Botschaft nur mit einem Blick zu übersehen.

+

Das alles tat er nicht aus Willkür oder typographischer Probleme halber. Er tat es, weil er mußte.

„Es ist ja nicht meine Sache, was da wird, es ist ja die Sache eines anderen. Ich bin ja nur ein Handlanger, ein Tagelöhner, zu dem gesagt wird: tue dies, und ich tue es. Und wenn mich einer fragt, was da werden soll, so sage ich: ich weiß es nicht, der Plan stammt nicht von mir. Ich arbeite nicht aus innerem Bedürfnis, sondern aus äußerem Zwange. Als ich jung war, mußte ich arbeiten, gegen meinen Willen. Dann kam eine Zeit, da schaffte ich aus eigenem Willen und Vorsatz, und nun arbeite ich wieder aus einem Willen, der außerhalb von mir ist.“ (März 1923.)

Es mag naheliegen, hier an Mystiker wie William Blake zu denken, dem aus „oberen Eingießungen“, wie Dürer sagt, bildliche und dichterische Schauung sich zuleiteten.

Rudolf Koch war nicht von dieser Art. Er war alles andere als erdfern, als Visionär. Es ging bei ihm alles äußerst sachlich zu, ja nüchtern. Wohl glühte dieses Herz und zitterten die Hände bei dem, was neben seinem täglichen Beruf entstehen mußte, zwecklos, uneinträglich. Doch sein Geist sah klar; nie hätte er gewünscht, sich aus dem Täglichen zu lösen, denn hier, im Irdischen, Erdhaften vernahm er alles.

Zeichen

Vieles von alledem mag dem mit solchen Dingen Unvertrauten „mystisch“ scheinen. Und dieser Eindruck, daß man es in Koch mit einem Mystiker zu tun hat, wird sich vermutlich noch verstärken, wenn nun des weiteren zu handeln ist von den Symbolen.

Doch Rudolf Koch war Mystiker insoweit nur, als jeder wahrhaft religiöse und als jeder wahrhaft schöpferische Mensch sich umflutet weiß vom göttlichen Geheimnis und dem „Wort“-Geheimnis offen ist. Die eigentliche Mystik stand ihm bei weitem nicht so nah wie etwa Luther; sie kümmerte ihn nicht allzuviel.

+

Von den Symbolen also ist hier unbedingt zu reden. Es sind dies Merkmale für ungreifbare Wirklichkeiten; das Geheimnisvolle ist Voraussetzung für ihr Vorhandensein.

Zeichen kann letzten Endes alles sein; man könnte die Kulturgeschichte geradezu von ihnen aus aufbauen, man könnte eine Lebenslehre auf sie gründen. Jedoch nur wer den Sinn hat für den Sinngehalt und für die Sinngestalt, dem erschließt sich's, und sein Leben wird unendlich reich durch die Bezüge.

Dies war der Fall bei Rudolf Koch. Deshalb war seinem Schreiben auch das Rätselhafte, das Geheimnisvolle eingemischt, das bei anderen Schriftgestaltern nicht entfernt in solchem Maße anzutreffen war (ganz davon abgesehen, ob sie es als erstrebenswert erachteten). Das Ungewöhnliche an Spannung und an Ausdruckskraft in seinen Lettern hatte darin seinen Grund, daß sein Empfinden rückwärts ging bis an die Ursprungsschicht der Schrift: zum Zeichen.

Die geschichtliche Bedeutung Rudolf Kochs — diese Formel dürfen wir hier wagen — liegt darin, daß er Schrift zu ihrer Grundnatur: zu ihrer Zeichenhaftigkeit zurückzuführen wußte.

Denn es war längst vergessen worden, daß sie nur von dorthier stammte! Man hielt sie für ein Mittel der Verständigung. Gewiß, sie ist das, ohne allen Zweifel, so wie die Sprache, als ein Mittel zwecklicher Verständigung, die

äußerste Notwendigkeit besitzt. Sie war jedoch, wie überhaupt das allgemeine kulturelle Leben, fortschreitender Verweltlichung anheimgefallen.

Ursprünglich gab es nur Geheimschrift, deren Kenntnis, deren Ausübung beschränkt war auf die Priester: die Verwalter göttlicher Geheimnisse. Für unseren neueren kulturgeschichtlichen Bereich der aufgeklärten, technisierten, vom Naturzusammenhang und von den Lebenstiefen abgelösten Menschheit war sie nur noch ein rationales Mittel der Verständigung, wenngleich sie durch ästhetische Geschmacksgesetze weiterhin in Form gehalten wurde.

+

Nun wurde Schrift in dem, was durch den Offenbacher „Schreibemeister“ sich vollzog, dem alten Ursprung wieder angenähert. Das freilich, was vor Zeiten eine große, allgemeine Selbstverständlichkeit gewesen, zwangsmäßig und ganz unbewußt geübt, das lag nun auf den Schultern eines einzelnen.

Um das, was da gefordert war, zu leisten, dazu genügte nicht Anlehnung oder ein Sich-rückwärts-Schrauben bis auf eine „primitive“ Stufe. Es bedurfte dazu eines aus Instinkt und aus Bewußtsein auf das innigste gemischten Geistesstandes, den wir wohl am besten „Schriftgewissen“ nennen.

In Koch hat dieses Schriftgewissen sich verkörpert geradezu, in einer Zeit, die, dem wahren Sinn der Schrift entfernt, sie allenfalls ästhetisch zu gestalten wußte.

+

Das Verhältnis zu den eigentlichen Zeichen stand mit dem Schriftgewissen in der allerengsten Bindung. Und so erschien im Jahre 1923 das „Zeichenbuch“: 265 Zeichen, „wie sie in den verschiedenen Gebieten mittelalterlichen Lebens gebräuchlich waren“.

Beinah ist zu bedauern, daß es als ein Buch herauskam, das „so glatt und leicht in alle Hände kommt“ — denn dann „mißbrauchen's nur die Gebrauchsgographiker für allen möglichen Anflug“.

Es war dies Zeichenbuch nicht mehr und wollte nicht mehr sein als eine Sammlung, „nicht sehr umfangreich“ und ohne Ehrgeiz der „Vollständigkeit“.

... Wir sollten doch erst bei dem ursprünglichen Gedanken bleiben, die Sammlung für uns zu machen. Ich habe vor (und schon angefangen), alle die Zeichen in ein dickes Buch zu schreiben, jedes auf eine Seite, und das soll in der Werkstatt liegen ...“ (21. 6. 1922.)

ses stellte ursprünglich zwei sich gegeneinander bewegende Krebse vor. Bei Löwe und Steinbock erinnert die ganze Linie noch entfernt an die Darstellung des Tieres, das Zeichen der Jungfrau ist ein Monogramm Mariä. Die Waage ist dargestellt durch den Waagebalken, der Skorpion ist noch am Stachel, der Schütze am Pfeil zu erkennen.

Die Jahreszeiten



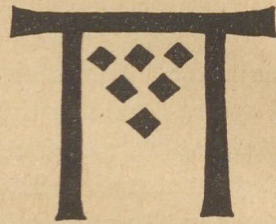
Frühling



Sommer



Herbst



Winter

Die Deutung der Zeichen aus dem Werden und Vergehen des Wachstums und des Winters im Schutz des Hauses bei Kälte und Schnee ist nicht schwer.

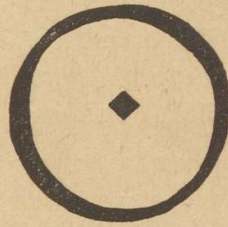


Morgen, die aufgehende Sonne

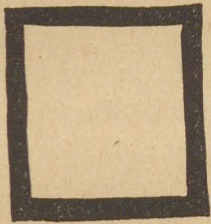
Die Römer benannten die Tage
der Woche nach den Planeten, und
zwar wie folgt:



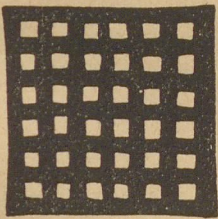
Abend, die untergehende Sonne



Sonntag, dies Solis



Montag, dies Lunae



Tag und Nacht, Licht und Finster-
nis, das Offene und das Verschlos-
sene.



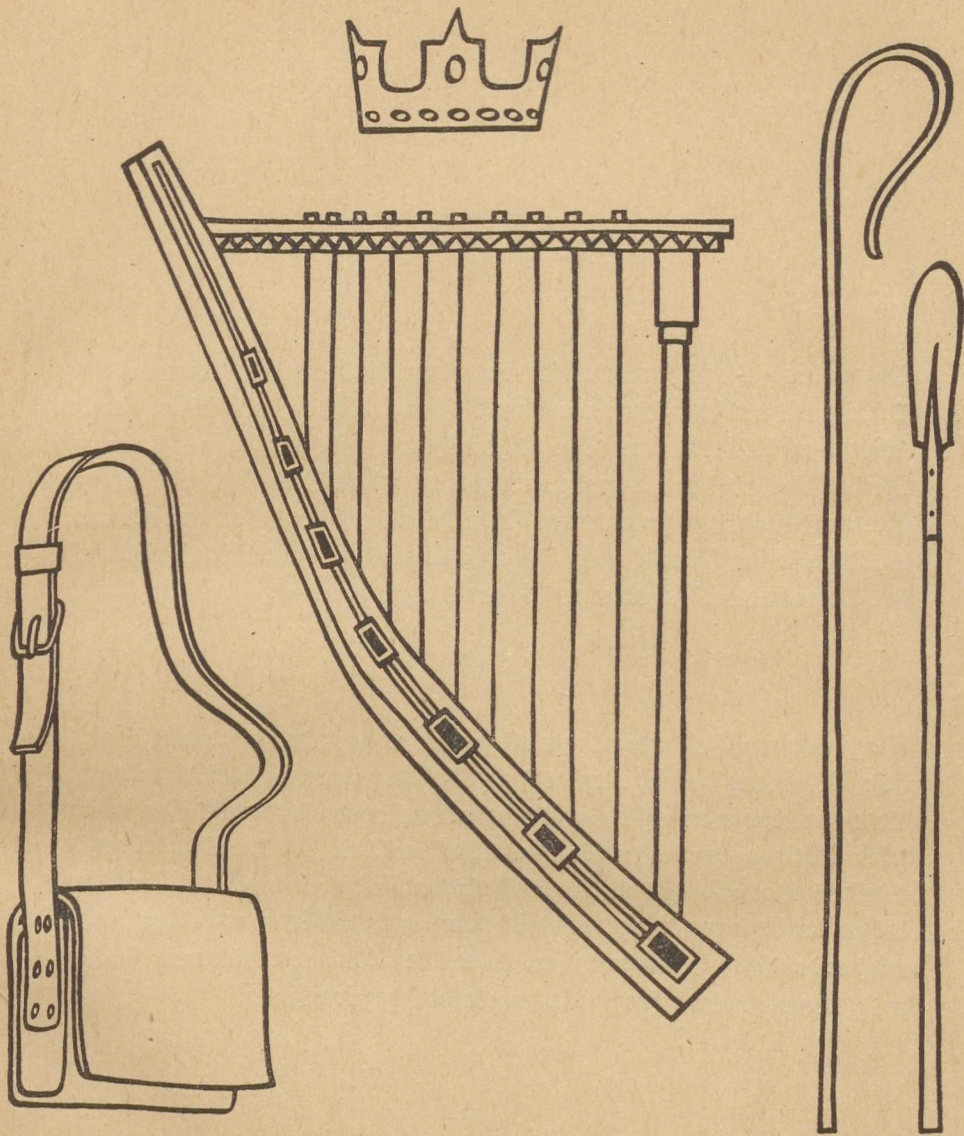
Dienstag, dies Martis

Unter diesen Zeichen befinden sich naturgemäß auch viele kirchliche. Das war auch so ein äußerst wesentlicher Punkt, vergleichbar mit dem Schriftzustand. Die christlichen Symbole, gerade aus frühesten Zeiten stammend, waren sichtlich mehr und mehr entartet. Von gewissen Zeiten ab empfand man ihren Sinngehalt nicht mehr. Viele waren längst vollkommen unverständlich und infolgedessen aus dem kirchlichen Gebrauch entlassen. Auch dieses war ein unaufhaltbarer Prozeß, — es bröckelte ohn' Unterlaß vom einstigen Bestand. Aber ließen sich denn Zeichen künstlich neu zum Leben wecken? Wenn man diese Absicht noch etwa unterschieben wollte, würde man ihm vielleicht unrecht tun. Dies und jenes ließ sich neu anwenden, wagen aber durften solches nur Berufene. Koch hat es vorbildlich getan. Als Beispiel sei genannt der Pelikan, oder, noch bezwingender, die Werkzeuge der Marter Christi. Er konnte das, weil er so tief in diesem ganzen Wesen lebte.

Als Ganzes aber war die alte christliche Symbolik, jenes wunderbare Dokument der großen alten Zeiten, nicht mehr aufzuwecken! Als Mann, der sich Selbsttäuschungen nicht hinzugeben pflegte, hat Koch hier sicher keine unbegründeten Erwartungen gehegt. Was er mit alledem als Vornehmstes bezwecken konnte, war: wenn möglich, das Symbolgefühl der Menschen wieder zu beleben. In Hoffnung auf die kommenden Geschlechter, die wieder eigenschöpferische Kraft besitzen und von neu geschenkten Glaubenskräften aus sich einen neuen Schatz von Zeichen sammeln, eine neue Glaubenszeichensprache bilden würden!

+

Unter solchem Blickpunkt wird dann schließlich auch die spätere und zugleich letzte Sammlung: „Christliche Symbole“ zu betrachten sein. Sie ist, mit 158 Tafeln, 1932 — allerdings verfrüht — erschienen, ohne strengste Sichtung. An die Stelle der kräftigen und ausdrucksvollen Holzschnitte sind Zeichnungen getreten, oft gleichmäßig laufend in der Linienstärke, oft ohne eigentlichen „Ausdruck“, reproduziert im Akverfahren. Ihre Fülle wirkt zunächst bedrückend, ihr Charakter vielfach blaß. Erst nach und nach hebt sich Erstaunliches im einzelnen hervor. Vieles wacht auf wie aus der Starre fortgeschrittener Persönlichkeitsentäußerung, sobald man die gesammelte Intensität der inneren Bereitschaft darauf wendet.



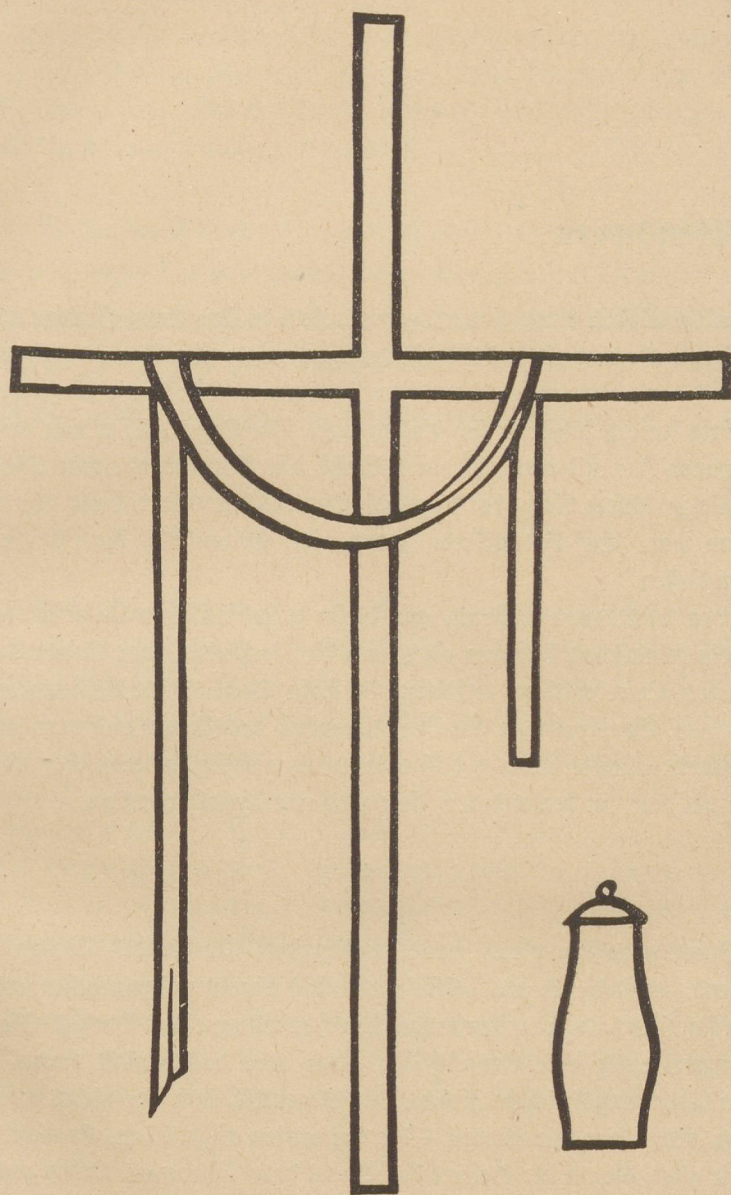
Die Abbildung des Instrumentes

Dann aber geht seltsames Licht von solchen Blättern aus, eine feierliche Stille; nicht weniger fürwahr in ihrer Wirkung, als das, was früher von den expressiven Blättern kam. Der Schreibcharakter ist ganz offensichtlich, die Meistersicherheit des Linienzugs nicht überbietbar. Das Persönliche scheint überwunden oder umgewertet; es ist beschränkt auf textliche Vermerke meist in „Offenbacher Schreibschrift“, die aber damals auch schon längst nicht mehr das Vorrecht eines einzelnen und seiner Gruppe war.

+

Mag das ganze Zeichenwerk nun allgemeine oder, mehr noch, praktisch-kirchliche Bedeutung haben, mag es der Belebung einer wahren Anteilnahme dienen an dem unermesslichen Gebiet der Glaubensmale, mag es eine schöpferische Nötigung enthalten für „das Künftige“, die Zeit der Neugeburt der Christus-Kirche, — auf alle Fälle ist ein starker Hebel angelegt. Der Name dessen, der dazu ermächtigt war, wird kaum unvergesslicher verbunden bleiben mit der deutschen Schriftgeschichte, als mit dem Ringen um die neue Zeichenwelt, wie wir es insbesondere in der Nachkriegszeit erlebten.

+



Die Grablegung †

Das Handwerk

Berufsgenösslich eingegliedert, gehörte Koch in eine kleine Gruppe von Erlesenen, die damals das Gesicht des anspruchsvollen Buches prägten. Es war dies der „Verein der Deutschen Buchgewerbekünstler“. Wesensmäßig zugehörig freilich fühlte er sich diesem nicht. Im Gegenteil, er war von ihm vollkommen frei und artverschieden. Wohl, das Verbindende war eine sachlich gleichgerichtete Aufgabe; jedoch die Art des Tuns, der Geist, der in ihm wirksam war, schuf Unterschiede, wenn nicht Gegensätze, die sich nie verwischen ließen.

Koch war weit davon entfernt, aus dieser grundsätzlichen Unterschiedenheit etwa ein feindliches Gebaren oder auch die Hochfahrt einer Sonderstellung abzuleiten. Er respektierte unbedingt die hohe Qualität der Leistung auf der Gegenseite. Er respektierte die Verschiedenheit des Weges und war sich doch aufs allerdeutlichste bewußt, daß er aus einer völlig anderen Gegend kam, daß seine Ziele mit den anderen Zielen sich nur scheinbar deckten.

+

Die Berufsgenossen, gleich ihm Druckschriften, Büchertitel, Illustrationen zeichnend, wußten sich als „Künstler“. Sie waren ausgesprochen exklusiv, setzten sich scharf ab von allen technischen Herstellern eines Buches. Sie standen unzweideutig eine Stufe höher. Koch aber dachte nicht daran, einen solchen Trennungsstrich zu ziehen. Im Gegenteil, ihm lag nichts mehr am Herzen, als — hier wie überall — die Schranken aufzuheben. Er wollte eine Einheit aller, die an der Geburt des Buchs beteiligt waren. Schon aus dem Jahre 1921 stammt sein hinweisendes Bekenntnis zu der Werkgemeinschaft des Schriftgießereibetriebs, in dem er selbst als leitendes handwerkliches Gewissen („Künstlerischer Beirat“) tätig war.

Als junger Mensch war er in eine Ziseleurwerkstatt geraten. Jahrelang lief er umher nach Brotverdienst als freier Schriftenzeichner. Hier, im lebendigen

Austausch der Kräfte, im Ineinandergreifen der verschiedenen Betätigungen ging ihm die Gemeinschaft auf: „Wir sind keine Einzelmenschen, sondern eine Gesamtheit, eine Gemeinschaft!“ Außerdem erschloß sich ihm ein Zweites, allerengst damit Zusammenhängendes:

„Wir sind Handwerker und haben dem Tage zu dienen und unmittelbare Bedürfnisse zu befriedigen. Das Geräusch der Siebmaschinen und der Druckerpressen reißt uns in jeder Minute aus weltentlegenen Träumen in den lebendigen Arbeitstag. Und weil wir unsere Arbeit lieben, darum haben wir auch den Glauben, daß uns die Zukunft wird gelten lassen, trotz der Geringsfügigkeit der Dinge, die wir hervorbringen.“

+

Von hier aus also wußte er, was „Handwerk“ war und wollte. Und, parallel dazu, wußte er es auch von dem her, was er in den stillen Stunden schrieb, am Arbeitstisch, zu Hause. Je länger er das tat, empfand er, daß er in der Übermittlung des „Wortes“ durch geschriebene Schrift nicht dauernd auf Papier beschränkt sein könne. Es gab doch andere Werkstoffe, unvergleichlich dauerhafter!

Sodann: das Flächige entsprach ihm auf die Länge nicht als einzige Dimension des Werkens; seine runde Wirklichkeitsempfindung drängte ins Handgreiflichere. Es war dies nichts Absonderliches; auch Morris, den er so verehrte, war noch soviel „außerdem“ gewesen; schließlich gab es keine starren Grenzen für den schöpferischen Menschen, um sich auszusagen.

Das Schreiben war für Koch im Grunde noch nicht handwerklich genug; es war noch zu abstrakt, zu zeichenhaft. Erst feste, widerständige Materie löste das Bewußtsein des Handwerkers aus in seinem vollen Umfang.

+

Das Handwerk in der echten unversehrten Grundbedeutung wieder zu gewinnen, wurde ihm der zweite große Auftrag seines Lebens. Ja, Schriftsprache, Übermittlung des Worts, der göttlich-schöpferischen Stimme, und Handwerk waren für ihn jetzt nur noch ergänzende Begriffe.

Von dem, was ihm vertraut war, schloß dieser unablässig Planende auf ihm bisher noch ungeläufige Gebiete. Erkenntnisse kristallisierten sich, die in England, als dem Mutterlande einer handwerklichen Neubelebung Ruskin, Morris und so manchem anderen zuteil geworden waren und von da ab als ein nicht mehr wegzudenkendes Ferment den Kunstkulturbestrebungen Europas innewohnten.

Koch wußte unbeirrbar sicher, er war einer von den Menschen, die „die seltsame Gabe und das merkwürdige Verlangen hatten, eine Harmonie zu suchen der sichtbaren Welt mit dem Bild der Welt, das sie verschlossen im Herzen tragen, mit der Welt ihrer Empfindungen und ihres ureigensten Gefühls“; die nicht ruhten, alle Dinge, „die ihrer Gestaltungskraft zugänglich sind, diesem inneren Gesicht nachzubilden“, bis das Ergebnis, wenigstens zum Teil, „uns und unser Zeitgefühl“ ausdrückt. Das geheimnisvolle Stichwort der Funktion hieß, nach rückwärts wie vor allem vorwärts alles Tun erleuchtend: Handwerk. Es klang zunächst sehr schlicht, dies Wort, bescheiden; für viele hatte es den Beigeschmack des Harmlosen und Unterkünstlerischen. Koch faßte es in seiner ganzen Tiefe:

„Die Tätigkeit der Hand führt den Menschen in den Ursammenhang des Lebens zurück . . .“ (1932.)

Gleich Goethe war er überzeugt, daß „allem Leben, allem Tun, aller Kunst . . . das Handwerk vorangehen“ müsse, welches „nur in der Beschränkung erworben wird“.

So, in der Weite seiner Folgerungen überblickt, bedeutete das Wort Umwälzung, Revolution. „Handwerk“ barg Kräfte in sich, die die Fähigkeit besaßen, Werte allgemeiner Gültigkeit zu stürzen. Das, was dahinter stand, ging gegen die Zivilisation, die Scheinkultur der Zeit. Das Handwerk baute dort, wo es noch (oder wieder) rein und seinem Sinn gemäß getrieben wurde, an einer unsichtbaren Front derjenigen, die die verlorene Naturverbundenheit der Menschen an die Stelle ihrer technischen Erfolge setzen wollten. Denen es um eine neue Wachheit und Lebendigkeit der Sinne ging anstelle des Verstandeswesens, das das Herz, das Menschliche in Banden schlug und das Gesicht der Welt zu ändern drohte.

+



DIE QUELLE ALLES HEILIGEN
GEISTES KAM HERAB AUF IHM
RUHTE AUF IHM UND SPRACH
ZU IHM :

MEIN SOHN

AUF DICH HABE ICH GEWAR
TET IN ALLEN PROPHETEN +
DASS DU KAMEST

UND ICH IN DIR
MEINE RUHE FLENDE

DENN DU BIST

MEINE RUHE +

Sofern der Schaffende dazu ersehen ist, die Sachverhalte schärfer, richtiger, zugleich jedoch „prophetischer“ zu sehen als unbewegte Durchschnittsmenschen, mußte Koch, wenn irgendeiner, dem Geist des Handwerks sich mit allem, was er war, verschreiben. Das Gesunde, Einfache, Wahrhaftige und Treue, die ganze Liebe und Hingabe war ja dort zu haben. Wenn der Geist des Handwerks mächtig werden, sich durchsetzen würde, könnte er imstande sein, dem Erkrankten aufzuhelfen, dem „Hoffnungslosen des derzeitigen Zustandes“, dem „Überspizten des ganzen Geschlechtes, welches in immer zunehmender Schnelligkeit seiner Vernichtung entgegenjagt“.

Es werde dieser Geist, so glaubte Koch, einen neuen Adel schaffen und eine neue Einfachheit des Lebens überhaupt. Von dem „edlen“ Handwerk spricht er oft und von den „edlen“ Dingen, welche es hervorbringt:

„Es müssen die Hände ernster und wahrhaftiger Menschen mit Klugheit und Ruhe an der Arbeit sein, wenn ein edles Ding entstehen soll. Edle Dinge sind selten unter uns. Es waren viel zuviel Dinge, die uns umgaben, als daß sie alle hätten edel sein können. Wir werden lernen, weniger Geräte, weniger Kleider, weniger Bücher um uns zu haben, und werden glücklicher sein.“

Koch aber liegt das weit im Felde; hemmend insbesondere ist der Schein, — das Talmi-Handwerk, das sogenannte „Kunstgewerbe“, billigen Oberflächenreizen angepaßt, eine Nuance nur im kümmerlichen, falschen Luxuswesen.

„Die Menschen wissen nicht, was ein Handwerker ist. Wir müssen den Begriff erst schaffen.“ (Februar 1922.)

„Wir haben eines entdeckt, ein ganz Großes. Den tiefsten Sinn der Arbeit. Einfache fromme Leute haben den Sinn nie verloren. Aber in der Schicht, aus der wir stammen, bei denen, die das Jahrhundert repräsentierten, da war nichts mehr davon. Wie man wochenlang an einer Arbeit sitzen kann, die in ununterbrochener Wiederholung desselben Handgriffs besteht, das begreifen sie nicht, wie man schreiben und spinnen kann, holzschnneiden, Bücher binden, feilen, setzen und drucken — ja, das geht auch gar nicht, wenn man noch ein geistiger Mensch ist. Wir sind's nicht mehr. Ich schon noch, muß es auch sein, einige der Meinen wohl auch, weil sie an

der Wendung stehen . . . Die nach uns kommen, sind dann erst die richtigen. Unserer beiden Söhne werden das einfach tun können, was wir mit so viel Aufwand predigen." (Mai 1923.)

+

So unverkennbar Koch den Hang zum Simplen hatte, — der ihn beispielsweise Bachs Johannespassion mehr lieben ließ als die nach Matthäus —, so war er doch im Handwerklichen nicht, was er sich leidenschaftlich wünschte: ein Durchschnittlicher und ein Namenloser.

Er war und blieb, so stark er's von sich weisen mochte, ein „Kunsthandwerker“ von den höchsten Graden, und somit ein Einzelgänger. Denn voller, tiefer als die anderen, empfand er die Beglückung. Er begriff, was vorging, ahnte, was im Kommen war. Die Menschen um ihn, mehr oder weniger schlichten Geistes, machten ihre Sache, an die sie irgendwie geraten waren; von deren Sinn und Ziel, von deren Folgerungen streifte sie, wenns hoch kam, eine Ahnung. Sie taten, was sie machten, mehr schlafwandlerisch. Deshalb stand Koch, der sich um keinen Preis von ihnen unterschieden, geschweige denn geschieden wissen wollte, vertraut und fremd zugleich inmitten seines Arbeitskreises.

Und doch empfand er diese anderen als die ihm Überlegenen, beneidete sie fast um ihre klare Selbstverständlichkeit. Er, dem doch als ein höchstes Ideal vor Augen stand ein Handwerksmann, „der durch alle die Großen hindurchgegangen ist, durch die Alten und durch van Gogh und Paula Modersohn“ und dessen Hände „klüger waren als sein Kopf“.

Mehr noch als in der Sieberei fand er sein Wunschbild in den gleichen Jahren in dem kleinen Werkstattkreis verwirklicht, der sich, ganz wie von selbst, aus Schülern seines Unterrichts im Schreiben um ihn sammelte. Auch zu ihnen blickte er, der Meister, Lehrer, Weisende und Richtungsgebende, empor! Im Blick auf diese jungen Menschen empfand er sich bei seiner Arbeit als „sehr unruhig“.

Selbst beim Schreiben war ihm „immer etwas schwindelig“. Obschon er immer wußte, es gelingt, — weil er „vertraut“ und „anfängt“, glaubte er das Ganze nicht zu übersehen, glaubte nur den jeweils nächsten Schlag und Zug, wie der zu führen sei, zu kennen.

„Ich bin ja eigentlich ein Stämper und ein Stammler . . . mit Zittern und Zagen nehme ich das Werkzeug in die Hand.“ (März 1923.)

„Die vom Handwerk lachen“ über einen Mann wie ihn, empfindet er, als seine erste selbstgeschlagene „Neuland“-Schrift beendet ist, „und sie können leicht lachen, denn jeder Handgriff, den er tut, sieht vor ihnen ungeschickt aus, und was er hervorbringt, erscheint in ihren Augen roh und ungeschliffen“. Ihm, dem „Anfänger“ und „Vorläufer“, fehle eine unbedingte Sicherheit des Werkens. Ihm sei versagt die stille Sachlichkeit und bodenlose Ruhe des Gemüts, mit der er täglich seine jungen Leute an der Arbeit sehe. Deshalb deute er auch

„immer und immer wieder auf die stillen und schlichten Werkleute hin, weil ich es selbst nicht sein darf“. (Juni 1923.)

+

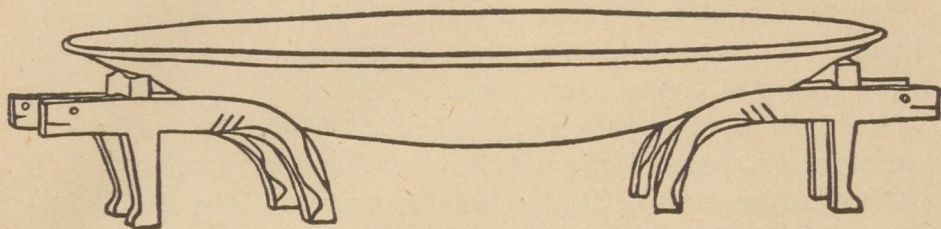
„Es muß so werden, als wäre es gar nicht von mir. Ob ich doch noch ruhig werde?“ (Juni 1922.)

Immer wieder, in den großen Anfangsjahren mindestens, jener beinah schmerzliche Hang, sich selber loszuwerden. Einmal, Februar 1922, bricht es aus ihm hervor mit beinah wilder Leidenschaftlichkeit:

„Wie mir das jetzt überhaupt weh tut, das Kennen der Persönlichkeit, ich hasse diesen Namen Rudolf Koch, es ist immer ein Unrecht, wenn er genannt wird!“

Von keinem anderen ist solches überliefert. War das von Koch vollkommen aufrichtig gemeint – und daran ist kein Zweifel möglich –, dann war er einer von den seltenen Berufenen, die schon in einem „Dienste“ stehen. Dann hatte das Handwerk, mochte er es nun wahrhaben oder nicht, in ihm einen seiner reinsten Zeugen auf den Plan gestellt. Dann kann auch das, was er als sein „Erneuerer“ gewirkt, nicht wieder untergehn und spurlos bleiben, so wenig er auch noch das weiterführende Problem gesehen haben mag: es zu versöhnen mit dem „Technischen“ der neuen Zeit.





Die Gegenstände

Ein Brief vom März des Jahres 1923 meldet:

„Das Becken ist fertig. Es war ein großes Ereignis. Es ist schneller fertig geworden, als ich dachte. Es ist auch eigentlich nichts dran, keine Tierform, nur vier stille Tiere, durch Joche verbunden, die es tragen. Das Schönste ist die Höhlung des Beckens selbst und das unbegreifliche Leben in dem Metall.“

Mitten in dem Drängenden geschriebener, sowie in Holz geschnittener Schriftform hatte Koch sich an den Gegenstand gewagt, der frei im Raume steht.

Rilke hatte einst, im Umgang mit Rodin, die tiefe Mystik des für sich Bestehenden, des „Dinges“ als den Angelpunkt erlebt für jegliches Verstehen jener Plastik, aller Plastik überhaupt. Koch lebte damals unter einem ähnlich überwältigenden Eindruck: dem der Romanik, der frühen Formenwelt des Mittelalters. Von dorthier holte er den Mut, die geistige Ausrichtung für sein scheinbar willkürliches Unterfangen, das in Wahrheit aber wieder nur ein Zwang und ein Befehl war, dem er bedingungslos zu folgen hatte.

Es ist zweierlei und etwas voneinander Grundverschiedenes: das augensinnliche oder auch tast sinnliche Nacherleben eines formgewordenen Gegenstands und das ihn selber Machen. Den Zweck, die lebendige Funktion erfährt im ganzen Umfang doch nur der, welcher im Prozeß des Schaffens diesen Gegenstand bewältigt. Nicht nur Schreiben ist Sich-Einverleiben, sondern mindestens in gleichem Maß das Treiben eines Gegenstands zur Form.

Die ersten der Metallgeräte, die Koch hämmerte und feilte oder schnitt, waren Gefäße. An ihnen ging ihm auf, was ein Gefäß sei: ein Fassendes, ein Sammelndes, ein Bergendes und ein Vermittelndes. Und wer im Geiste so gestimmt war, daß er alles auf das Letzte, auf den „Grund“ bezog, dem konnte es nicht fehlen, daß auch solche Dinge in Erscheinung traten als wesensmäßig diesem Grund verbunden.

Sie waren wie Verkörperungen eines neuen kultischen Bewußtseins. Nicht Neuverkörperungen eines zeitlich überholten, wie des Mittelalters; doch auch nicht Verkörperungen eines künstlich neu gezüchteten, sondern eher eines überzeitlichen, aller Menschheit zugehörigen, dessen Durchbruch immer wieder möglich werden kann.

So waren diese feine Dinge Erstgebilde einer Hand, die hier, der Zeit enthoben scheinend, ohne Anspruch war und ohne handgreiflichen „Zweck“. Man mochte sie beinahe zu den „profanen“ Gegenständen rechnen, so einfach waren sie, zuerst auf jegliches Symbol verzichtend und gar nichts an sich habend vom gewohnten Kirchenstil. Man mochte sie für Gegenstände eines Kultes halten, der, noch ungeboren, das Christliche ganz ohne Grenzen in die Welt, ins Menschliche hinein verlagern werde. Sie waren da, dies war entscheidend; sie standen, weil sie etwas waren. Sie durften sich vor Gottes Augen sehen lassen: als Denkmale der dienenden Gestaltung.

+

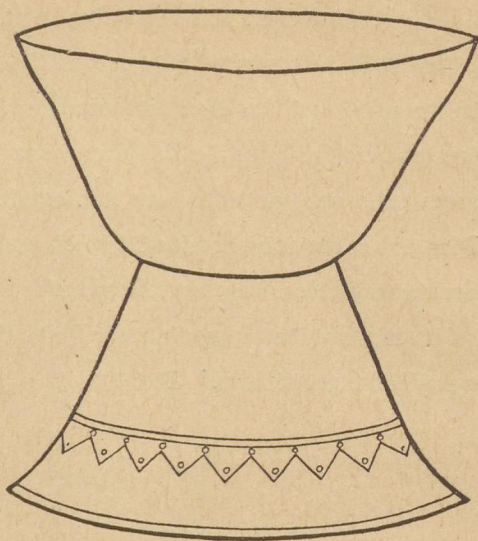
Gleich dem Becken angeschlossen wurden noch mehrkantige, übermäßig schwere Messingleuchter: denn der da Hämmernde und Feilende hatte „noch nicht genug am Messing“. Es waren dies

... Ganz einfache und schlichte Gegenstände. Die werden keine Heiligtümer, das dürfen auch Leuchter nicht sein, die haben einfach und still zu dienen und ihr Licht zu tragen. Leuchter könnte ich auch wohl immer wieder machen. Aber so ein Becken, meine ich, das darf der Mensch nur einmal im Leben machen.“

Das zuletzt Gesagte gilt genau so von den Gegenständen, die dem großen Becken folgten: „nur einmal im Leben“, denn der Aufwand körperlicher und vor allem innerlicher Kraft war viel zu groß.

Das nächste also war der Becher.

Zwei große Bücher seines Schrankes verkaufte Koch, um „zwei herrliche starke Silberplatten“ zu erstehen. Und das Silber wurde unter seinen Schlägen etwas so vollkommen anderes, als wir es gewohnt sind. Alles Blanke, das die Blicke auf sich zog und den Eindruck gab von Festlichkeit und Reichtum, wurde ausgeschaltet. Koch dachte nicht an Feste, so aus dem Herzen er sich sonst auf Fröhlichkeit verstand. Er dachte an das letzte Mahl; an Wein und Blut; an das Gedächtnis und an die geheimnisvolle Neubelebung und Einkörperung. Deshalb mußte dieser Kelch so einfach werden.



„Und wenn eine Zierform dran zu sehen sein wird, so wird sie der Art sein, daß den Menschen aller Jammer der Welt einfällt. So wie einer, der die brüllende See hinter sich hat, an Land tritt und hat ein halbes, zages Lächeln auf den Lippen dem Ersten, der ihm die Hand reicht.“ (März 1923.)

Ganz ungewöhnlich in der Form ist er geraten, ohne Vorbild aus der Kelchgeschichte.

Maßgebend war für Koch, daß ein Gemeinschaftskelch – und nur um einen solchen konnte es sich handeln – zu fassen ist mit beiden Händen. So verzichtete er auf den Hals und setzte, unbekümmert, die cuppa, das eigentliche Trinkgefäß, organisch in den breiten, hochgetriebenen Fuß hinein. –

„Er ist keine Spur von einem Kunstwerk. Neulich hat mir die Dorothea ein großes Stück Leinen mitgebracht und ein Stück Bauernbrot. Auf das Leinen habe ich ihn gestellt und das Brot danebengelegt. Wenn er zu denen paßt, habe ich gesagt, und nicht mehr ist als die beiden, dann ist er recht. Man kann gar nicht viel davon reden und gar nichts kann man darüber denken, denn er ist nichts als ein Ding, und er hat auch gar keine Schönheit, die für sich wäre, und man kann ihn auch gar nicht anschauen. Man kann ihn nur mit beiden Händen fassen und an den Mund heben, aber auch das ohne alle große Geste. Alles ist dran zugrunde gegangen, all mein Wollen und Planen.“ (Mai 1923.)

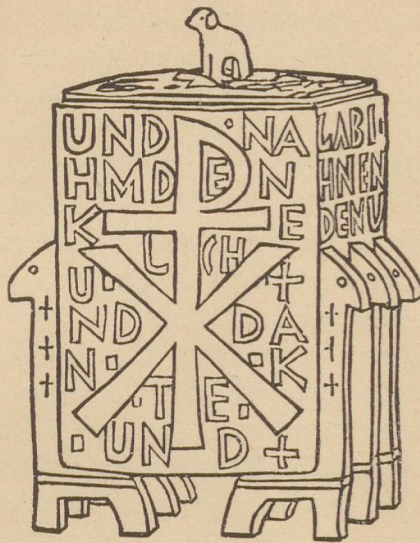
+

Das dritte der Gefäße war aus Blei.

Ein großer Bleikloß stand da, im Betrieb, auf Kochs Arbeitstisch. Was der von ihm wollte, ging ihm unablässig durch den Sinn, bis er die Gewißheit hatte. Er liebte Blei ob seines milden Glanzes, seiner Fettigkeit und Schwere. Es schien ihm beinahe noch geheimnisvoller als das Silber. So konnte er es denken als verschlossenes Gefäß, als Hohlraum, dem ein Deckel eingelassen war. Der voraus empfundene Inhalt aber mußte etwas sein, was im Zusammenhang stand mit dem Becken, insbesondere aber mit dem Silberkelch. Brot war das, als Sinnbild eines Leibes, der der umfangreichste und der tiefste Ausdruck von Gemeinschaft war.

Koch setzte diesen Block aus Blei auf sechs streng stilisierte Tiere, kleine Pferde mit sehr hochgezogenen Hälsen.

„Der Bleikasten wächst, die lieben Tierchen, eines trag ich stets in der Tasche herum. Oben drauf kommt ein Lamm, das wird in Messing geschnitten. Der Kasten ist schon fertig. Die Schrift . . . ganz fern. Und das Abendmahl ist mir dabei aufgegangen. Dieser überschwängliche Augenblick. Da, nehmt's, eßt's, ihr eßt meinen Leib, ich geh mit meinem Leib in eure Leiber ein und mit meinem Blut in euer Blut.“ (16. 1. 1923.)



Die Außenflächen dieses Kastens, den man „Hostienbehälter“ zu nennen beinah Scheu trägt, sind dicht übersponnen mit dem Text der „Einsetzungsworte“. In Verbindung mit christlichen Sinnzeichen bilden diese Worte eine runenhafte Ornamentik.

+

Schließlich ein Letztes solcher Erstlingswerke: ein Teppich für die Wand. Der war schon im Jahr vorher entstanden; Stickerei auf selbstgesponnenem und selbstgewebtem Leinen.

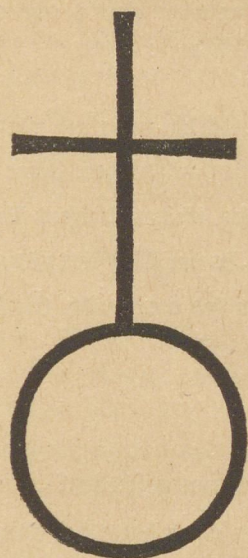
„In der Stickerei sehr gut und fast etwas zu ordentlich. Das tut dem Ganzen gar keinen Schaden, aber wenn ich wieder sticke, will ich es freier machen. Etwas von dem Unfaßbaren des Blutopfers, das ist auf dem Teppich und deshalb ist er schön.“ (Februar 1922.)

Die Worte des Johannes-Evangeliums: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ sind um ein Kreuz verteilt, das der ganzen Fläche aufliegt. Diese Arbeit hat noch nichts von der Herbeheit, von der stummen Größe der Geräte. Im Gegenteil: auffallend ist die Festlichkeit, die sie erfüllt. Lebhaft im Wechsel von Schrift, Symbolik, ja sogar von reinen Schmuckmotiven. Das Kreuz ist aufgelöst in eine Komposition aus Weinstockranken mit dem Kelch. Die Farben sind nicht düster, sondern hell und freudig. Der Ton des Ganzen ist auf das „Seid getrost!“ gestimmt und auf die Überwindungskräfte.

Mußten aber diese Dinge nicht auf irgend etwas Praktisches, Verwertbares hinausgehen? „Demonstrationsgegenstände“ waren sie noch offensichtlicher als alles andere. Das heißt, sie konnten Richtungsweiser werden. An ihnen ließ sich jenes damals neu aufbrechende liturgisch-kultische Empfinden deutlich machen. Dem hätten sie in aller Angezwungenheit und Freiheit dienen und entsprechen können: etwa einer kleinen Gruppe von Bekennern, die durchdrungen waren von der Glaubensforderung der Stunde.

An eine kirchliche Verwendung hat Koch kaum dabei gedacht. Mag sein, daß er sich Zukunftsmöglichkeiten solcher Art insgeheim erhoffte. Zunächst jedoch gab er sich keiner Täuschung hin darüber, daß kirchliche Gemeinden einfach nicht vorhanden waren, die in der fernenden, wenn nicht gar schreckenden Gestalt der Gegenstände sich selber hätten wiederfinden können.

+



Werkgemeinschaft

Während diese Gegenstände Form gewannen, war Koch schon nicht mehr ein Einzelner. Das Becken schlagen hatte ihm sein Sohn geholfen. Das andere entstand zwar ohne eigentliche Mitarbeit von fremden Händen, es mochten aber daran Kräfte heimlich mitbeteiligt sein, die aus dem kleinen Kreis der Jüngerer, der Schüler stammten.

Koch hatte sich die jungen Leute, die ihm brauchbar schienen, aus Schülern seines Unterrichts im Schreiben ausgewählt. Unter seiner Aufsicht und Anleitung ließ er sie geeignete Aufträge oder sonstige Aufgaben zur Ausführung bringen. So nüchtern also, auf so praktischer Grundlage fing es an. In einem Raum mit schrägen Wänden, unterm Dach, mäßig an Größe, nicht überwältigend an Licht; die Schule hatte ihn gestellt.

„Vor acht Tagen hat die Schule wieder begonnen, und ich habe meine Werkstatt eröffnet. — Vorläufig geht es sehr gut, denn es sind lauter angenehme Leute. Wie sich's weiter entwickelt, werden wir ja sehen.“ (25. 4. 1921.)

Und ein wenig später:

„Die Werkstatt bewährt sich sehr, die Arbeitsgemeinschaft, ein gewisses Wagnis, macht mir viel Freude.“ (30. 6. 1921.)

Dann aber geht's aus einer anderen Tonart; er schreibt an einen dieser „Nächsten“:

„Ich bin ruhig und wartend und wachend und glücklich. Könnt ich euch doch alle damit durchdringen. Ferne Menschen, die meine Arbeiten einst sehen, werden das fühlen, meinen Liebsten, die mir so nah sind, kann ich nicht helfen.“ (16. 1. 1922.)

„In der Werkstatt ist viel Leben. Ich geb ja schon was ich kann, aber die Bur-schen sind unersättlich. Sie saugen mir noch das Blut aus den Adern.“ (15. 6. 1923.)

+

Was war geschehen?

Menschlich hatte sich etwas bewegt. Etwas Einschneidendes und Großes im Leben jedes der Beteiligten. Eine innerste Berührung hatte stattgefunden. Eine Liebesbeziehung hatte sich ergeben, eine Art von „Ehe“ war geschlossen worden zwischen dem, von dem die Strömung ihren Ausgang nahm, und denen, die durch sie, als Antwortgebende, lebendig wurden, dann erst wahrhaft tätig werden konnten.

Deshalb spricht Koch von „meinen Liebsten“; diese kleine Schar ist ihm die Schar der „Seinen“. Wer einmal dazu gerechnet werden konnte, der gehört „zu mir, für alle Zeit, daran ist nichts mehr zu ändern“.

Es gibt und hat gegeben manche „Werkgemeinschaft“. Daß eine davon aber derart intensiv war, ist nicht überliefert. Vergleichbar sind vielleicht die Nazarener ehestens, die seit etwa 1810 bis 1820 als „Lukasbrüder“ sich aufs innigste verbunden wußten und, einander räumlich nahe, werkten und zu-meist auch beieinander wohnten. Hier in Offenbach bedurfte es gemeinschaftlichen Wohnens nicht; der Anspruch der Besonderheit schien allzu eng damit verbunden. Und es sollte doch hier nichts beansprucht werden. Schicksals-gemeinschaft blieb das Ganze doch, und das Bewußtsein der Verbundenheit und des Einstehenmüßens für einander erfüllte alle diese neuen Nazarener gleichfalls.

Die Bindekraft der Offenbacher Werkgemeinschaft lag in dem, was von Koch ausging. Das von ihm her Kommende war Einheit in der Freiheit und etwas wie die Neugeburt des, was einer als Vereinzelter bedeutet, aus dem Geiste der Gemeinschaft.

Das, was sachlich geleistet wurde und zu leisten war, gab nicht den Ausschlag, — nicht um das Ergebnis ging es, sondern um die Funktion; mindestens war diese Letztere für Koch noch wichtiger als das greifbare Ergebnis. Daß es menschlich voranging mit den ihm Anvertrauten, war seine allererste Sorge. Daß ein neuer Grund gelegt ward, daß die besten ihrer Möglichkeiten zur Entfaltung kamen. „Ich bin nichts als ein Erzieher“, schreibt er einmal, und fährt fort: „aber freilich will ich nicht nur Schreiber erziehen, sondern Menschen.“ Als ganz in der Richtung Pestalozzis liegend empfand er seine pädagogische Mission.

An diesen seinen jungen Freunden, die er nicht als „Meister“ leitete, vielmehr nur als der Ältere, Erfahrungsreichere, sollte sichtbar werden das Widerspiel des „Künstlers“ und des „Kunstgewerblers“, der Leute also, die noch Ehrgeiz hatten und nicht ahnten, daß bleibende Bedeutung nur das haben kann, was um der Sache willen unternommen wird, und zwar mit Einsatz aller Kräfte.

Die Handwerksatmosphäre seiner Werkstatt, das Ineinandergreifende der Hände, der unsichtbare Ring, dem alle eingeschlossen waren, belebte ihn zu einem Übermaß von Hoffnung; von hier aus sollte es ins Weite wirken und den Beitrag leisten zu der inneren Erneuerung der Arbeit überhaupt, zum Werden einer kommenden Kulturgestalt.

+

Die Werkstattatmosphäre hatte eine suggestive Kraft auch für ihn selbst. Sie schuf ihm jenen Rückhalt, den er als Notwendigkeit empfand, und den er vorher auch durch seine Freunde nicht in diesem Maß erfahren hatte. Daß die Werkgemeinschaft ihm nicht weniger voranhalf als er jedem einzelnen, davon war er heilig überzeugt:

„Dazu seid ihr alle da, daß aus mir das wird, was werden muß.“ (5. 2. 1923.)

Deshalb sah er seine Werkgenossen wie in der Verklärung, — und wenn er selbst vielleicht „Prophet“ war, so waren sie die „Heiligen“.

Das alles geht hervor aus einem Brief vom 13. 6. 1923, der aber auch zugleich ein so bestürzend großes Dokument von Innenleben ist, daß er in diesem Buch nicht fehlen dürfte.

... In Ihrem Brief schreiben Sie von Wandsprüchen, die Sie gesehen haben und die Schülerarbeiten zu sein scheinen, und dann die Frage, ob meine Schüler Kraft genug haben werden usw.

Da müssen wir nun vor allem trennen: Meinen Sie die armseligen Kerle, die solche Machwerke hervorbringen, so haben Sie recht, die bringen's nicht zustande, sich mir zu entwinden, das bleiben immer Schatten. Solche Leute haben wohl bei mir einmal das Schreiben gelernt, aber ich habe nie sonst irgend etwas mit ihnen gemein gehabt. Aber meine Schüler, Freund, die sind von anderem Holz. Lernen Sie die erst einmal kennen. Wenn die erst einmal ihr Wesen im ganzen Umfang sichtbar gemacht haben, dann sollen Sie und alle Menschen urteilen. Dann wird man auch erst wissen, was mit mir gewesen ist.

Denn ich allein kann gar nicht beurteilt werden. Meine Arbeiten geben nicht das Bild meines Wesens . . . Ich bin nichts als ein Erzieher. Es scheint wohl manchmal so, als ob ich auch ein Handwerker oder gar ein Künstler wäre, aber das ist ein Irrtum.

Ich bringe wohl Dinge hervor, aber es sind alles sozusagen nur Demonstrationsgegenstände, die auch ganz als solche vor den Schülern erscheinen. An mir und meinem Wesen ist auch so viel Unrast, so viel Drängendes, Gewaltfames . . ., das kann doch alles nicht endgültig sein.

Es wäre das ja alles falsch, wenn es nicht abzwecte auf etwas Ruhiges, Ganzes, Stilles und Einfaches. Und das sind die, für die ich alles das bin und tue. Ich meine, ich wäre ein Prophet, und die anderen, die sind die Heiligen.

Sie sind nicht in meinem Gefolge, sie sind von Anfang an in das hineingeboren, auf das ich mich hinbewege. Es ist mir immer, als ob sie alle stünden und warteten, daß ich auch komme, und wenn ich dann endlich bei ihnen anlange, dann klatschen sie in die Hände voll Freude, denn jetzt erst können sie wahrhaftig und wirklich werden.

Ich bin von Grund auf anderer Art und anderen Herkommens als sie. Aber unser Zusammentreffen, das ist das Entscheidende. Da ist irgendeine Befruchtung eingetreten, etwas Neues gezeugt.

Ich soll und will nichts für mich selbst sein. Sie, diese Neuen, werden auch nicht viel Aufhebens mit mir machen, und ich bin ganz ohne Sorge, wenn ich sterbe.

Die Leute, die um mich sind, werden mich ruhen lassen und kein Wesen mit mir und meinen Hervorbringnissen und meinem Andenken treiben.

Das soll alles aufgefogen sein und verschlungen.

Ich bin ja auch nur ein Anfänger und ein Vorläufer.

Alles, was ich hervorbringe, ist deshalb auch, für sich betrachtet, immer höchst anfechtbar, weil es nie endgültig ist. Es kann auch niemand was Rechtes damit machen, als nur die, denen zuliebe es gemacht ist . . .

Es gilt ja alles denen, die mir anvertraut sind. Vor deren Augen erscheint auch alles richtig, oder wird erscheinen, wenn sie mich ganz verstehen werden.

So hat mich das Schicksal zu etwas gemacht, das, wollte man es für sich anschauen, ein jammervolles Zerrbild wäre. Und ich hätte so gern etwas Rundes und Ganzes sein wollen und meine auch jetzt noch immer wieder, ich könnt's noch werden. Deswegen deute ich immer und immer wieder auf die stillen und schlichten Werkleute hin, weil ich selbst es nicht sein darf . . ."

Es ist einer solchen Selbstaussage kaum etwas hinzuzusetzen. Es hat auch keinen Sinn, zu fragen, ob oder inwieweit Koch die Bedeutung seiner Schüler oder „Mitarbeiter“ richtig, objektiv gesehen oder überschätzt hat. Für ihn besaßen sie — dies ist ausschlaggebend — eine solche beinahe mystische Bedeutung; nicht als einzelne jedoch, sondern als die Gruppe, die, zur äußeren Befundung des gemeinschaftlichen Weges, auf ein Werkstattzeichen sich geeinigt hatte.

+

Das Blumenbuch

Als erste umfangreiche Verkaufsaufgabe stellte sich dem kleinen Kreise der Vereinten etwas völlig außerhalb der Schriftgestaltung Liegendes: ein Buch der Blumen. Koch schrieb davon, Mai 1923:

„Jetzt bin ich an einer herrlichen Arbeit. Mit den Meinen mache ich ein Blumenbuch. Alle die alltäglichen Blumen unserer Wiesen und an den Wegen zeichnen wir und machen Holzschnitte davon, und die werden koloriert und mit schönen deutschen Namen versehen . . . Die Blumen und die Namen, wie sie gerade in der Gegend in Gebrauch sind. Das Ganze ungründlich und unvollständig, wie es eben wird, aber mit allem Fleiß und aller Liebe, und es ist eine Riesearbeit und wird wohl die nächsten zwei Jahre alle freien Kräfte kosten. So ein Blumenbuch, an dem die einfachen Leute und die Kinder Freude haben sollen. Und schön wird es, daß einem das Herz lacht . . .“

Und im September gleichen Jahres:

„Ich habe schon viele hundert nach der Natur gezeichnet . . . Das soll eine wahre Freude werden, wenn man das Buch aufschlägt, alle die lieben alten Bekannten, die herrlichen Blumentinder, die Kräuter und die Gräser in ihrer Einfachheit und Armut und Fülle. Die Menschen werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen vor Jubel. Dann endlich wird einmal alles das herrliche Blumentwesen sich auf tun ohne die botanischen Ordnungssysteme . . .“

Es konnte und es könnte wohl Erstaunen wecken, daß Koch, der immer an das Letzte und das Ernsteste heranging, dessen Wirken sich gewissermaßen zwischen Schöpfung und dem Jüngsten Tag vollzog, sich gerade auf die Blumen konzentrieren mochte. Und zwar nicht etwa auf eine Blumen-Mystik, wie wir sie an Odilon Redon erlebt, an Nolde, Giacometti und noch anderen, nicht



auf die festliche Monumentalität van Gogh'scher Sträuße, auch nicht auf die vergeistigt-paradiesischen Dekorationen von Maurice Denis.

Nein, auf die bescheidensten, die anspruchslosesten der Blumen, die ganz „alltäglichen“ der Blumen auf den Wiesen, an den Wegen, die keine sonderliche Schätzung haben und vielfach übersehen werden. Deren Einfach, Armut und doch unscheinbaren Reichtum wollte er aufdecken, indem er sie „mit allem Fleiß und aller Liebe“ zeichnete, — wie etwa Dürer sie gezeichnet hatte im „Großen Rasenstück“, im „Veilchensträußchen“, in der „Altelei“.

Und doch, es ist hier noch ein anderes Element beteiligt. Das wissenschaftliche Interesse, das bei Dürer, im Zusammenhang mit der sich damals neu und morgenfrisch aufblühten Natur und Welt, sehr groß war, fehlt hier völlig. Die Roch'schen Blumen wollen nicht „naturkundlich“ betrachtet werden, ihnen liegt ein anderer Sinn zugrunde.

Man könnte sagen, daß der Sinn des „Blumenbuchs“ in einem neuen — und zugleich auch wieder alten — „Sozialempfinden“ liegt. Sozialgefühl im Hinblick auf die Blumenwahl: daß gerade die gering geschätzten, leicht verachteten zu ungeahntem Glanz, zu hohen Ehren kommen. Und ferner ebenso im Hinblick auf die Menschen, für die dies ganze Werk gedacht war; die „einfachen Leute“ und die Kinder. Also: die ästhetisch Unbelasteten, im Gefühl noch Unverbildeten, die ursprünglich Reagierenden; zu deren Freude war's gemacht, deren Alltag sollte es beglänzen mit dem Geheimnis einer Schönheit, die, sobald man sie nur aufzuweisen in der Lage war, ohne weiteres auch überzeugen mußte.

Ein tief Erzieherisches ist zugleich beteiligt. Das Blumenwesen, das sich hier in 250 Holzschnitten enthüllte, war ein Gleichnis. Das Gleichnis eines vorbildlichen Seins, in dessen Richtung Roch mit allem, was er war und unternahm — nicht nur mit diesen Blumenzeichnungen —, gewiesen hat. „Die Ros' ist ohn' Warum, weiß nicht, daß man sie siehet“ . . . heißt es beim Angelus Silesius. Dieser Spruch und alle anderen Blumensprüche aus der gleichen Quelle gehen unsichtbar und ungeschrieben durch das Blumenbuch hindurch. Roch brauchte sie nicht beizufügen; er vertraute, ihre Weisheit werde sich allein aus Formen und aus Farben dem Betrachter übermitteln.

So wie diese Blumen sind, lautet die Weisheit dieses feines vollstümlichsten Buches, solltet ihr auch sein, ihr Menschen! Jede eine scharf geprägte Individualität, mit eigener Struktur, mit Formen eigener Prägung, mit einer sonderlichen Farbigeit. Jede mit einer nur ihr angepaßten Schöne — aber unbewußt, und deshalb ohne Eitelkeit und Anspruch. Gottgeschaffene Lebe-



wesen, zart und zugleich ausgesprochen, im – wenn auch flüchtigen – Sein beglückt. Klar und in sich selbst beschlossen; still und rein, schlicht und dennoch edel, Einzelform und doch Gemeinschaftswesen.

+

Stilistisch angesehen, zeigt dies Unternehmen eine offensichtliche Verbindung zu den Blumen- und vor allem den Heilpflanzenbüchern, wie sie bis ins 19. Jahrhundert in Europa üblich waren. Auch diese hatten das Bestreben, möglichst exakt zu sein, möglichst treu und sachlich die Gestalt der Pflanze auf ihre einfachste Formel zu bringen. Auch in technischer Beziehung stimmt das Blumenbuch der Offenbacher Werkgemeinschaft mit den vielen anderen Büchern der vergangenen Jahrhunderte zusammen; nur eben mit dem Unterschied, daß diese sich des kolorierten Holzschnitts oder Kupferstichs bedienen mußten, weil ein mechanisches Verfahren, wie das Lichtbild, noch nicht existierte.

Koch wählte den unendlich mühevollen Fein-Holzschnitt und die Ausmalung der Blätter mit der

Hand, obwohl die photographische Eroberung der Welt in vollstem Gange war.

Das Beste und das Wichtigste war nicht die Augenschärfe und die beispiel-

hafte Disziplin der Hand. Es war das, was hier — wie überall — dahinter stehen mußte, der eine Punkt, von welchem alles bei Koch ausging: die geheimnisvolle Kraft des Herzens. Das haben vielleicht nur gewisse Maler der Romantik ahnen, wissen und erweisen können, insbesondere Ph. D. Runge, Horny und noch ein paar andere. Doch bei denen — selbst bei Runge — hat sich die Beziehung zu den Blumen nie zu einem derart umfangreichen und, trotz aller „Lücken“, wunderbar geschlossenem Umfang ausgewachsen.

Blumenblätter-Folgen in so großem Stil und mit solcher innersten Beteiligung sind nur noch in Ostasien entstanden; dort allerdings fortlaufend durch Jahrhunderte, in einer Breite, die von uns aus sich kaum übersehen läßt. Das hängt damit zusammen, daß die Beziehung zur Natur und damit auch das Blumenwesen dort wahrhaft kulturbeherrschend und kulturgestaltend wurden. Die besten Blumenmaler Chinas und nicht minder Japans gingen von der letzten Tiefe des Empfindens aus an die Darstellung der Blumen. Ihr höchstes Streben war, deren „Seele“ anschaulich zu machen. Auch die Blumenmalerei war ihnen, wie die wahre Malkunst überhaupt, „Sprache des Herzens“.

Hier also liegt schon etwas Paralleles vor. Gleichwohl aber ist auch eine tiefe Artverschiedenheit ganz unverkennbar. Der ferne Blumenmaler denkt in anderen Zusammenhängen als der so ausgesprochen „deutsche“ Zeichner. Seine Blumen haben etwas Königliches, sie haben einen großen Zug, sind echte Dekorationen. Die Erscheinungsformen sind so grundverschieden beiderseits, wie der Gefühlston, den wir im Blumenbild des Fernen Ostens wohl nie restlos werden nachempfinden können.

Und doch, das Grundprinzip ist gleicher Art: das Formgefühl geht der Erscheinung, der Gestalt der Blume bis in ihre letzten, feinsten Einzelheiten nach und läßt dabei doch niemals das Gesamt, die Einheit aus dem Auge. Die unterirdische Verbindung zu der Blumenkunst des Ostens fand gewissermaßen einen sinnbildlichen Ausdruck darin, daß, nach mancherlei Versuchen, die noch nicht zum Ziele führten, der dazu berufenste der Schüler Kochs, Fritz Kredel, die Übertragung aller Blumenzeichnungen in Holzschnitt in die Hand bekam. Kredel hatte sich seit Jahren, insbesondere am japanischen Holzschnitt, geschult.

Und so vollendete sich dieses große, meisterliche Werk in jahrelanger Arbeit. Ein „Volksbuch“ zwar, wie es ursprünglich vorgesehen war, konnte es nicht werden; nur eine kleine Auswahl von Verkleinerungen, die indes nur einen äußerst abgeblästen Eindruck geben, fand den Weg in breite Schichten.

Wandteppiche

Der zweite große Werkstattplan lenkte wieder in das Schriftgebiet zurück. Er wird verständlich von Problemen aus, die Koch seit längerem nicht ruhen ließen.

Das handgeschriebene so wenig wie auch das gedruckte Buch tat seinem Wollen schon endgültiges Genüge. Die den Lettern innewohnenden und durchs Schreiben mit der Hand befreiten Kräfte forderten anderes Ausmaß; sie schufen Spannungen zur Fläche, die auf weiter ausgedehntem Felde ausgetragen werden wollten. Deshalb drängte es ihn immer wieder, Blätter „für die Wand“ zu schreiben und gelegentlich, zwecks weiterer Verbreitung, Worte selbst in Holz zu schneiden. Es waren Worte von gewaltigem Gewicht, und der Innengröße solcher Texte entsprach auch meistens das Format.

Doch solche großen, oft einen Meter hohen Blätter an der Wand, deren Wesen die Verglasung widersprach, verstaubten und vergilbten schon nach ein paar Jahren. Papier erwies sich als nur relativ geeignet. Hin und wieder wurde an die Wand geschrieben, mit dem Pinsel, aber nur die Freskotechnik — die indessen wieder allzu anspruchsvoll erschien — hätte die erwünschte Dauerhaftigkeit gewährt. Mosaik-Verwendung, an sich wundervolle Möglichkeiten bietend, hat Koch damals noch nicht eingeleuchtet. Er brauchte vielleicht etwas Wärmeres an Werkstoff, gleichzeitig aber dauerhaft — wenn auch nicht von der Dauerhaftigkeit des Fresko, Mosaik und der Metalle.

Als die gesuchte Lösung sich gefunden hatte, war das deshalb für ihn ein höchst wichtiges Ereignis. Ein Brief, datiert Oktober 1924, gibt davon Kunde.

„In Osterreich war ich bei einem lieben Freund und bin von ihm mit einem schönen großen Plan heimgekommen, den ich sogleich zur Tat gemacht habe: Ich lasse jetzt in meiner Werkstatt große Wandteppiche sticken, nur mit Schrift. Es sollen 6 bis 8 Stück werden von 2 Meter 30 Höhe und verschiedener Breite. Jetzt haben wir mit zwei Psalmen begonnen. Drei meiner Schülerinnen stehen in meinem Dienst

und ich bin ihr Brotherr. Das ist ein großes Wagnis, aber es geht zu meinem großen Erstaunen. Ich bin so sicher, daß eine überzeugende Zahl guter Schriftteppiche das Interesse der Öffentlichkeit finden wird, daß ich unbedenklich jeden Sparpfennig dranhänge und mir selbst Einschränkungen auferlege, wenn es sein muß. Sie verstehen mich, wenn ich sage, daß gerade an diesem Gegenstand mir eine Freiheit der Formung möglich ist, wie ich sie nirgends sonst finde. Denn der Schriftteppich ist ein Ding, das es tatsächlich überhaupt noch nicht gibt, das es noch nie gegeben hat . . . Darum bin ich durch kein Beispiel der Vergangenheit befangen und der Vorwurf des Antiquierens kann gar nicht aufkommen.

Ich habe so viele Jahre alle meinen freien Kräfte an die Handschrift gehängt und immer gemeint, mit geschriebenen Büchern könnte ich es finden. Aber es geht nicht und es darf ganz und gar kein Papier sein. — Nun, jedenfalls weiß ich, daß alles, was ich übrig habe, jetzt in diese Teppiche gelangt, und mir ist sehr wohl dabei und mein Vertrauen wächst mit jedem Tag. Es hat sich auch erwiesen, daß das Sticken doch das nächstliegende ist und für meine Schrift zuerst in Betracht kommt. Wir wollen aber auch gewirkte Wandteppiche machen."

+

Die sieben Schriftteppiche, von denen hier die Rede ist, sind wirklich in den Folgejahren auch vollendet worden. Ein neuer Werkraum machte sich erforderlich, eigens für diesen Zweck. Arbeitsrichtungen wurden unumgänglich, die damit zusammenhingen: Spinnen, Weben, Färben. Alles dieses wollte neu, von Grund auf gelernt sein, und die Möglichkeiten es zu lernen, lagen meistens nicht am Wege. Doch wenn die Teppiche das intensivste Leben haben sollten, um das es Koch zu tun war, dann wollte alles selbst getan sein und bewußt und streng Verzicht geleistet werden auf jegliche Erleichterung durch Fabrikation.

Und das Ergebnis war dann auch entsprechend. Die Lebendigkeit der Fadenführung läßt keine Steigerung mehr zu. Die Farben haben, ohne bunt zu sein, eine wundervolle Tiefe. Beides ist so „richtig“ und so dem gemäß, was es textlich aufzurichten galt, — den ungeheuren Monumenten dieser Textzusammenhänge: Psalm 90 und 126, Schöpfungsgeschichte, 10 Gebote, Berufung

des Jesaja und, als quadratisches Mittelstück, Prolog des Johannesevangeliums.

Letzterer zeigt schwarze Schrift auf Krapprot und ist von urgründlicher Wirkung. Wer zufällig dabei war, als das erste Drittel dieses Teppichs vor Kochs Augen aufgerollt ward, dem war's, trotz aller sachlichen Bemerkungen, zumute, als ob sich jene neue Welt erschließen wolle, von der das Schrifttum des Johannes zeugt.

+

Wieso es kam, daß Koch sich und der kleinen Werkstatt, die doch wirtschaftlich vollkommen auf sich selber stand, eine so riesige Aufgabe stellen konnte, dafür gibt es keine Gründe der Vernunft. Man kann nur sagen: so, als Zusammenhang, sind sie innerlich geschaut und komponiert. Und es war ein seltsames Ereignis, als sie später ihre Stelle fanden im Chor der herrlichen backsteinromanischen Basilika zu Jericho im Brandenburgischen, daß ihre Maße haargenau mit denen der Wandflächen stimmten, — als ob sie darauf zugeschnitten worden wären. —

+

Einsam geblieben ist auch dieses große Erstlingswerk. Im Lauf der nächsten Jahre zwar ist, wenn auch meist viel kleiner, noch so mancher Schriftteppich entstanden. Höchste solide Arbeit, wie alles, was aus dieser Werkstatt kam, manches auch durchaus bedeutsam; aber nichts dem ersten großen Schlag vergleichbar. Insofern setzt sich in den Teppichen die Linie der rätselhaften Kultgeräte fort:

... mal es auf Goldgrund und groß
und halte es hoch, und ich weiß nicht wem
löst es die Seele los ..."

(Kilke, Stundenbuch)

Indessen ist die Hoffnung, es werde sich aus dem, was Koch hier wagte, ein neues wichtiges Anwendungsgebiet für Schrift entwickeln, unerfüllt geblieben. Auch hier läßt sich nur konstatieren: es hat ihn keiner fortgesetzt.

irgend ein tieferes Gefühl, eine stärkere Kraft, eine größere Ehrlichkeit sein. Wir sind Schriftzeichner, Stempel-
schneider, Holzschnneider, Schriftgießer, Setzer, Drucker und Buchbinder aus Überzeugung und aus Leidenschaft, nicht etwa, weil unsere Begabung zu dürftig wäre für andere, höhere Dinge, sondern weil für uns die höchsten Dinge in engster Beziehung dazu stehen. In der still zurückhaltenden, edel durchgebildeten, aufs tiefste in jeder Bewegung erfüllten Schrift-

form suchen wir uns und unser Zeitge-
fühl auszudrücken. Die stolze und doch
geschmeidige Linie eines lateinischen
Großbuchstabens, die bürgerlich behä-
bige Sicherheit und Kraft einer Fraktur-
form, die feinen zarten Maßverhält-
nisse einer zierlichen Brotschrift drücken
uns alles aus, was wir auszudrücken
vermögen. In diesen kleinen Abmessun-
gen, diesen äußerlich so schlichten Vor-
aussetzungen wirkt sich ein reiches, un-
ermessliches Leben von Formen, Be-
wegungen, Gegensätzen und Verhält-

Zwei Schriften und ein Buch

Es geschah noch während seiner Arbeit an einer ausgesprochen deutsch wirkenden Schmuckschrift, der „Wilhelm-Klingspor-Schrift“, erschienen 1924; mit dieser nahm er „gewissermaßen Abschied von jenem Wohlklang vielseitig ausgewogener Schönheit, deren Geheimnisse er wie je einer erlebt“, ihr hat er „noch das reichste abgerungen, was er zu geben hatte“.¹ Ein neues Land tat sich ihm plötzlich auf – mitten in der kühlen Sachlichkeit des Druckerwesens. Das Koch zutiefst „Bewegende“ trieb ihn zu einem neuen Wagnis an. Zu etwas Unerhörtem, das ihn für die Augen der Berufsgenossen zum Romantiker, zum Revolutionär, auf alle Fälle aber doch zum Außenseiter stempeln mußte, dem man nun wirklich nicht mehr folgen könne. Er begann, ganz ohne Zeichnung, eine Schrift mit eigener Hand zu schlagen, mit der Punze und der Feile.

„Sechzehn Jahre habe ich gebraucht, um diesen Mut zu finden . . . Das meiste muß die Feile tun, dieses herrliche Werkzeug, in das die Nerven der Finger bis in die äußerste Spitze hineinlaufen . . . Es wird was Wildes gegen das, was bisher da war . . . Jetzt wird erst Leben in den Buchdruck kommen . . . Es muß, es muß, wo soll denn sonst Leben herkommen, wenn nicht aus den Quellen, die bei uns fließen?“ (23. 1. 1923.)

Das widersinnig Scheinende an dem im Laufe eines halben Jahres (1922/23) durchgeführten Unterfangen war, daß es wieder einmal das Entwicklungsrad nach rückwärts drehte. Ähnlich wie Ruskin und sein Schüler Morris trat Koch bewußt dem Lauf der technischen Errungenschaften in den Weg. Mindestens distanzierte er sich von dem, was allgemein verbindlich war, und insbesondere von der gerade jetzt erreichten neuen Phase der kalten, rationellen, „konstruierten“ Schrift. „Er glaubte an die Notwendigkeit, unser ganzes Schriftwesen von Grund aus zu erneuern, und zwar in entgegengesetztem Sinn, wie es die mechanisierte Graphik wollte.“²

Deshalb gab er seiner neuen Schrift lateinischer Großbuchstaben ganz bewußt den Namen „Neuland“. (Schriftprobe auf Seite 100).

¹ Haupt, Rudolf Koch der Schreiber, Insel-Verlag.

² Haupt, a. a. O.

In dem einmal nur erschienenen „Offenbacher Sendbrief“ hat Koch, wie ein Fremder und von fern her, über diese Schrift in seiner unbefangenen und unkonventionellen Redeweise ausgesagt:

„Der Mann, der diese Schrift gemacht hat, war keiner vom Handwerk. Er hat sich die Werkzeuge genommen, die er vermeinte zu brauchen, und hat gearbeitet, wie es ihm in den Kopf kam. Die das Handwerk gelernt haben, die wissen gar so viel, daß sie schier ganz vergessen, was das Notwendigste ist. Sie haben fast überall die Natur in Unnatur verkehrt und der Sinn für das Schlichte und das Nächste ist ihnen ganz abhanden gekommen. Die vom Handwerk lachen über einen Mann wie der ist, der diese Schrift gemacht hat, und sie können leicht lachen, denn jeder Handgriff, den er tut, sieht vor ihnen ungeschickt aus, und was er hervorbringt, erscheint in ihren Augen roh und ungeschliffen. Der Mann, von dem wir sprechen, ist aber nicht etwa einer, der von weitem daherkommt und so im Vorübergehen einmal ins Handwerk pfuscht. Dem Mann ist es sehr ernst um seine Arbeit und er hat viele Jahre zugebracht damit, daß er erst einmal gelernt hat, was eine Schrift ist und wie ihre Form entsteht, und hat zugehört, wie's die andern machen, und hat lang darüber nachgedacht und ist inne geworden, daß es so nicht recht ist. Und weil nirgends einer war, der den richtigen Verstand hatte, und weil das Richtige doch geschehen muß, darum hat er sich hingestellt und hat es selber gemacht.“

Die „Neuland“ hat die Eigenart des Schreibens mit der breiten Feder in die Druckschrift übertragen. Sie ist nicht nur höchst lebendig, sondern eint ein großes Maß von Ernst und Geist des grundsätzlichen Neubeginnens mit einer ohne weiteres empfindlichen Schmuckhaftigkeit.

Im Ausland hatte sie noch größere Wirkung als bei uns, wo der Eindruck, den sie machte, schon beträchtlich war. Dadurch, daß sie aus Versalien, Großbuchstaben sich zusammensetzte, war ihre Anwendung gewiß beschränkt. Die Möglichkeiten, sie für monumentale Wirkungen zu nutzen, ließ man sich freilich beinahe ganz entgehen. Koch selbst hat Proben dieser Art gegeben, die durchaus ebenbürtig wirken dem geschriebenen Wandspruch; insbesondere ist hier zu denken an einen Satz des „Wessobrunner Gebets“ auf Grau, der an innerer, dem Text gemäßer Größe gar nicht überbietbar ist.

Der Neulandschrift ließ Koch, der die gewonnenen Erfahrungen nicht rosten lassen wollte, eine zweite selbstgeschlagene auf dem Fuße folgen.

„Meine Bibelschrift ist fertig“, berichtet er Mai 1925.

„Ich will das Neue Testament anfangen zu drucken und will es von meinen Leuten binden lassen und verkaufen, ohne alle Hilfsmittel des Betriebes, durch eine Jugendstube, nur an die, die darnach verlangen, und wenn es 10 Jahre dauert, bis die Leute kommen . . .“

„Bibelschrift“ oder „Bibelgotisch“ nannte er sie dieses ihres ursprünglichen Zweckes halber.

Ein eigener Bibeldruck lag ihm seit langem auf der Seele. Unmittelbar und frei von Konvention, von Grund auf anders, als „Bibelgesellschaften“ das machten. Koch hatte eine eigenwillige Idee vom Bibeldruck. Er war tief davon überzeugt, daß der allgemein beschrittene Weg, die Bibel zu „verbreiten“, sie in riesigen Auflagen möglichst billig in die Welt zu streuen, ein Irrweg sei. Denn vom Handwerklichen aus betrachtet, war das Billige zugleich das Schlechte, mußte auch das Schlechte und das heißt: das Ungeformte und Uedle sein. Und was noch weitaus schlimmer, folgenschwerer war: der Wert des Buches als Besitz wurde dadurch aufs empfindlichste herabgesetzt. Denn das, was leicht, für wenig Geld zu haben ist, muß wenig wertvoll scheinen, davon abgesehen, daß es unmöglich jene höchste Gültigkeit der Form, des Darbringens besitzen kann, wie sie doch gerade diesem Buche mehr als jedem andern zusteht.

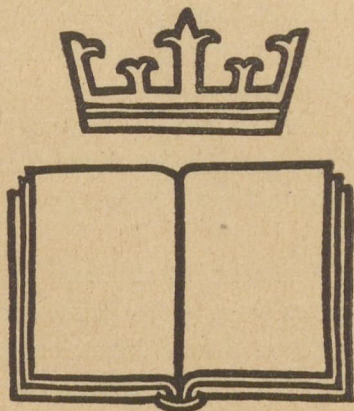
Gewiß war diese Auffassung nun wieder „rückwärts“ orientiert, — an Zeiten, als die handgeschriebene Bibel nur ganz wenigen erschwinglich war oder, wie in Luthers frühen Jahren, an der Kette liegen mußte. Kochs Gegner konnten sie — es war so leicht getan — „romantisch“ nennen, auch wenn sie seine Gründe zu entkräften gar nicht in der Lage waren. Romantisch, wie die Selbstherstellung dieser zweiten Schrift, die er für seinen Eigendruck der Evangelien verwandte. Romantisch, wie die Schrift selbst, die eine Mischung war gotischer Kleinbuchstaben mit lateinischen Versalien, hervorgegangen aus der mittelalterlichen Unzialschrift.

Und doch, es wird die Schrift von diesem Vorwurf nicht getroffen. Ihre geistige Substanz verhindert es, die sich am ehesten im Handsatz und auf edlem,

nicht holzhaltigen Papier erweist. Im Maschinendruck büßt sie allerdings das gleichfalls wieder Anfangshafte, das Persönliche, Unmittelbare ein. Die allgemeinere Verwendung, ja die bald einsetzende lebhaftere Inanspruchnahme dieser Schrift ließ sich nicht verhindern. Koch wählte ihr deshalb den neuen Namen, unter dem sie rasch gesellschaftsfähig wurde: „Jessen-schrift“, zum Gedächtnis an den edlen Freund und feinsinnigen Leiter der Berliner Kunstgewerbebibliothek. — (Schriftprobe auf Seite 101).

+

Das Buch der Evangelien, auf eigene Gefahr und Kosten hergestellt und meist an Nahestehende verschenkt, war das Äußerste an Schlichtheit und an Unromantik. Es wirkte nur noch als ein Gegenstand und reiht sich demzufolge als ein weiteres Belegstück den beispielhaften Taten jener großen Anfangsjahre an. Bestimmend für sein Äußeres wie Inneres war der Verzicht auf jegliches Symbol, auf jedes schmückende Motiv, auf Initialbuchstaben und auf Farbigkeit. Es sollte nichts vom „schönen Buch“ mehr an sich haben, seine Würde sollte nichts Betontes sein. Nur das genarbte braune Leder, die Bünde und der Rückentitel sprechen ihre stumme Sprache. Der Einband will nichts sein und ist nichts als die Schale, einen Kern umhiegend, der „den Eindruck des gesprochenen Wortes“ weckt. Er ist welkenfern dem schwarz eingefärbten Goldschnittbibeltum (genau so wie snobistischem Bibliophilienwesen). Das Buch ist Ausdruck einer davon grundverschiedenen Frömmigkeit. Es will nichts sein als Ausdruck eines Ernstes, einer Sammlung, es will nur darauf vorbereiten, zu vernehmen und in Leben umzusetzen, was „die Stimme“ sagt.



Das »Gesicht der Kirche«

Die Jahre gingen, Rudolf Koch blieb nicht derselbe, — „nur wer sich wandelt, ist mit mir verwandt“! Er sah sich mitgetrieben wie

„in einer Menschenmenge. Es gehört eigentlich gar nichts dazu, das alles zu tun, man darf nur keinen Widerstand leisten und kein eigenes Meinen dazwischenwerfen.“

(Juli 1925.)

Ein großer, folgenschwerer Einschnitt seines Lebens ist erfolgt im Jahre 1926. Genauer ausgedrückt, er wurde als Ereignis sichtbar, denn unterirdisch ging es schon wer weiß wie lang darauf hinaus.

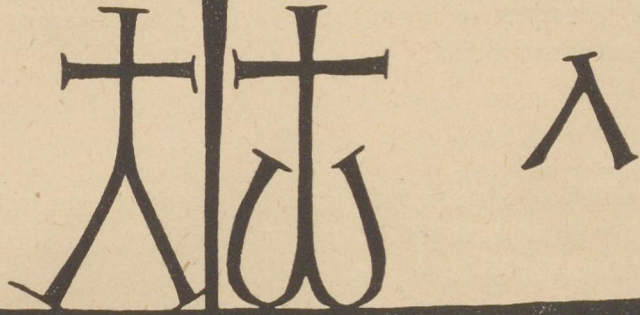
Symbolisch für die neue Stufe war die „Paramententagung“, die in Helmstedt stattfand, Mai 1928.

„Tagung“ ist ein viel zu großes, abgebrauchtes Wort. Ein Zusammenkommen war es, ein Sichttreffen junger und auch nicht mehr junger Menschen, im Empfinden aber beinah durchweg jugendlich zu nennen. Und es waren alle irgendwie auch einig und verschworen; der Grundakkord, der durch das Wirken Kochs hindurchging, schuf die Einheit. Das Kloster St. Marienberg, mit seiner „Domina“, mit seinen Schwestern, die sich so ernsthaft mühten um eine neue und lebendigere Paramentik, stellte Räume für den Zweck bereit.

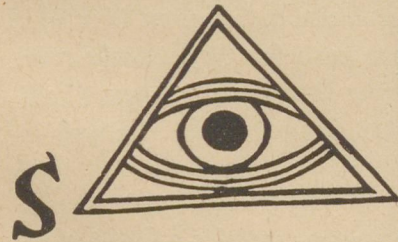
Die getade, schlichte, freundlich-sachliche Person des Offenbacher Schreibe-
meisters war unwillkürlicher, nicht etwa angestrebter Mittelpunkt. Um ihn bewegten sich die Mitarbeiter, Freunde, ein paar Pfarrer, ein paar Professoren zwanglos, frei, natürlich. Sein stilles und doch äußerst wirkungs-
kräftiges, beruhigendes, ja beglückendes Vorhandensein belebte alle. Es herrschte eine Art von hochzeitlicher Stimmung; als sei „der Bräutigam“ noch da.

Eine kleine Schau der Offenbacher Arbeiten war in einem Seitenraum der Klosterkirche aufgetan, deren herbe, große Formen aus dem frühen Mittelalter stammten. Zu festgesetzter Stunde strömte von der Orgel Bach herab; von der Empore sang man vorbachische Weisen. Zu den Mahlzeiten kam man

VENI CRE



TOR



SPIRITVS

in dem Refektorium zusammen; dort herrschte eine fröhliche Lebendigkeit. Unbergeßlich bleiben wird auch denen, die dabei gewesen, der mächtige, Mark und Bein durchdröhnende Glockenschlag um sechs Uhr in der Frühe, der die jäh Erwachten auf die Beine stellte wie ein zwingender, doch freudig aufgenommenener Befehl.

+

Sachlich bedeutete die Helmstedter Zusammenkunft den ersten Schritt zu praktischer Anwendung des bisher privat Geleisteten. Die Bedürfnisse der Kirche standen plötzlich da wie Forderungen, wie Notwendigkeiten; man konnte sie nur von sich weisen oder mußte ihnen vollen Herzens fortan zur Verfügung sein.

Bisher war die Verbindung Kochs zur Lutherkirche zwar schon ohne Frage da, doch war sie locker. Das Kirchenganze verhielt sich — leicht begreiflich — einem Schaffen gegenüber reserviert, dessen mächtige Gefühls- und Formintensitäten mit Bedürfnissen nicht gut zusammengingen, die vorwiegend ans „Erbauliche“ gebunden waren und aus temperierten Regionen des Empfindens stammten. Aufträge waren demzufolge — wenn auch nicht ausgeblieben, so doch nur vereinzelt vorgekommen; nur Außenseiter in der Pfarrerschaft wandten sich mit dem und jenem kleinen Paramentikauftrag an den Sonderling in Offenbach.

Bei Koch ging die Verbindungsschnur zur Kirche insbesondere über einen Pfarrer seiner Stadt, dem er befreundet war und dessen Gottesdienste er mit Regelmäßigkeit besuchte. Mindestens seit der Berührung mit dem Chassidismus war das Kultische ihm Anliegen des Herzens; mehr aber noch bedurfte er der Worte, die ihn „trafen“.

„Ich weiß überhaupt nie, ob eine Predigt gut oder schlecht war, ich weiß nur, wenn ich getroffen wurde. Und ich werde fast immer getroffen.“ (Ansprache in Hohensolms, 2. 2. 1930.)

„Wenn ich aus einer Predigt meines Freundes Matthäus komme, so ist mir's, als ob mich einer mit einem Hammerschlag ins Herz getroffen hätte. Da kommt's wohl vor, daß mir jemand begegnet, der fragt: Wie hat er gepredigt? Ach, wenn ich das wüßte. Drei von den vielen Worten, die er sagte, haben mich zu Boden ge-

worfen, mehr weiß ich nicht. Ob das Ganze schön gerundet, ob es folgerichtig, ob es von Kraft gesättigt oder spärlich war? Ich weiß nur, daß die drei Worte gesagt wurden. — Ich liege am Fuße der gräßlich hohen Felswand, und Arme und Beine sind gebrochen von dem Sturz . . ." (Januar 1924.)

Außerdem war es gewiß das Ganze, die „Welt der Kirche“, der riesige Zusammenhang des Empfindens, Denkens, Lebens (und natürlich auch des Kultischen), dem er sich seit langem schon, wenn nicht von jeher heimlich zugehörig wußte. Abgesehen von der „Wort“-Verkündung, wird ihm die jeweilige Gemeindefirche mehr gewesen sein die Stelle, wo das durch die Jahrhunderte verstreute große Ganze anschaulich und faßbar wurde; deshalb empfand er einst in Ungarn, im Feldgottesdienst: „Hier ist Heimat“.

Zu Luther, dem Genie des Herzens und der Sprache, zog es ihn besonders stark. In der geistlichen Lyrik des Gesangbuchs war er ebenso zu Hause wie bei allen Dichtern unseres Landes oder bei Shakespeare; immer war er dort zu finden, wo ihm lebendigste Empfindungskraft und Formgewalt entgegentrat. Was seine „Stellung zur Kirche“ selbst betrifft, so konnte er noch 1930 in seiner Rede über dieses Thema nicht mehr sagen als: „Wie sehr sie mir . . . am Herzen liegt, wird man gewiß fühlen.“ Das, was ihn zu ihr zog, war eine „stille Liebe“ zu der „werten Magd“, wie sie im Lutherliede heißt; eine Liebe, die sich ganz von selbst verstand und der ausdrücklichen Beteuerungen gar nicht erst bedurfte, auch auf Kritik sich niemals eingelassen hätte.

+

Nun, durch die für seine Werkstatt äußerst wichtige Verknüpfung mit dem „Marienberger Paramentenverein“ sah sich Koch veranlaßt, ja gezwungen, für den kirchlichen Bedarf zu denken. Sein eigener Arbeitsanteil an der Sache blieb naturgemäß beschränkt auf den Entwurf und auf das Überwachen der Ausführung.

Die Arbeit selbst, es war dies unvermeidlich, mußte jetzt von ihm „aus der Hand gegeben werden“, wie bereits in vielen Fällen vorher. Infolgedessen wandelte sich auch ihr Geist. Gleichwohl blieben diese Gegenstände seiner Werkstatt immer noch der Spiegel dessen, der sie auch in dieser Form an unsichtbaren Fäden in der Hand behielt. Ähnliches hatte sich schon vorher im Bereich der Gegenstände für den kirchlichen Bedarf ereignet. Die Altarkreuze,

Leuchter, Kelche und dergleichen waren, seit sie nicht mehr von ihm selbst geschlagen wurden, etwas anderes. „Kühler, nicht mehr so bewegt, wie ich war und bin.“ „Etwas Werkstattmäßiges“, „ein Auftrag, ein anderes Wesen“, – so empfand er selbst. „Aber ein Wesen, das mich höchst angezogen hat. Da habe ich gemerkt, daß ich kein Künstler bin, sondern ein Lehrer, ein Schulmeister.“¹

+

Kochs innere Entwicklung ging in solcher Richtung, deshalb schloß der neue Werkabschnitt organisch an Vorheriges sich an. Die wunderbaren Jahre seines Neubeginnens, von ihm selbst nur als „ein kurzer Übergang“ bezeichnet, waren abgelaufen. Sein Feuer war zurückgenommen worden in weniger zutage liegende Regionen. Die persönlichkeitsbedingten Ausdruckskräfte erfuhren – parallel dem, was sich damals in der Malerei ereignete – eine Umstellung. Sie nahmen ihrerseits auch an der neuen „Sachlichkeits-Bewegung“ teil. Das lodernde Bekenntnis seines Herzens war an einer Grenze angelangt. Der Weg nahm eine Wendung. Koch fühlte sich nicht mehr als den prophetisch Ründenden, der es einmal hatte wagen dürfen, von der „Gotteskraft“ zu sprechen, welche in ihm wohne.

Das Gedankliche, ein lehrerhaftes, wenn man will „Schulmeisterliches“ Element, eine Art von Steifheit nahezu gewann – wenn nicht die Oberhand, so doch beachtliche Bedeutung. Sein Stilempfinden wurde anders. Jetzt sollte das verwirklicht werden, was er schon 1923 klar vorausempfunden hatte: „das Steile und Gehaltene, darauf geht's jetzt los, ich kann es nicht machen und nicht hindern“.

Mit alledem ging, Hand in Hand beinah, ein inneres Geschehen. Wie Koch empfand, ein ganz einschneidendes, ja lebenswendendes. Nur mit größter Vorsicht darf etwas davon angedeutet werden. Aber zu umgehen ist es nicht, es würde sonst ein Glied in dem Zusammenhang des Ganzen fehlen. Stilwandlungen sind ja auch niemals denkbar ohne Umschichtungen im Bereich des Menschlichen, im Ethos.

September 1926:

... Mit mir gehen die seltsamsten Dinge vor. Ich kann es schwer nennen, es wird alles ganz anders. Ich habe bisher alles nur wie durch einen Spiegel gesehen.

¹ Hofenholmsfer Rede. – Vom Verfasser gesperrt.

Es ist auch noch nicht vollendet, es hat nur angehoben. Aber es ist doch schon geschehen . . . Alle Menschen sehen anders aus, es wird auf einmal Tag und ich bin auf einmal aufgewacht . . .

Ich habe es aufgegeben, auf eigene Rechnung zu leben . . . ich will dienen und ein Knecht sein, ich will und muß einen Herrn haben. Das ist es . . .

Ich habe viele Herren kennengelernt, aber bei denen langt es allen nicht. Doch weiß ich einen, den nennen sie Herr und König, stark und mächtig, Überwinder, Friedensfürst, Durchbrecher aller Bande. Zu dem gehe ich, ich rechne mich schon zu ihm . . .

Ich bin sein Knecht schon lange, doch ohne daß ich es wußte. Aber jetzt weiß ich es und drum bin ich's auch jetzt erst richtig. Bisher war ich's nur teilweise, jetzt bin ich's ganz.

Alle um mich herum haben auf den Tag gewartet. Wohl begreifen sie es jetzt noch nicht, aber alle werden den Segen davon haben . . . Ich fühle schon das leise Wehen der Freiheit, die mir entgegenkommt."

+

An der Stelle des Persönlichen, so fühlte er — dieses Persönlichen mit seinem klaren Selbstbewußtsein und dem Hang, hinauszutreten auf die Bühne dieser Welt, sollte nun ein anderes Verhältnis sich durchsetzen, weitaus strenger, zielgebundener, objektiver. Und es traf sich beinah schicksalsmäßig, daß diese Wendung seines Stils und seines inneren Bestandes in voller Breite nun dem Kirchlichen zugute kam.

Immer mehr war es in jener Zeit geschehen, daß man ihn auch in Kirchenkreisen scharf ins Auge faßte. Jetzt erst schien man zu begreifen, daß, wenn irgendwer, so dieser Rudolf Koch der rechte, ja vielleicht sogar der einzige sein konnte, von dem Belebung und Erneuerung kirchlicher Ausdrucksformen zu erwarten sei. Sein nicht auf die Behänge sich beschränkender Begriff der Paramentik, sein selbstverständliches Miteinbeziehen der so tief entarteten Symbole, der Beschriftungen und des Altargerätes ließen ihn als Helfer in der Not erscheinen. Alles war bei ihm in einer starken Hand gefaßt. Und diese Hand besaß auch ihre „Vollmacht“, weil ein Geist sie lenkte, dem das „unverlierbare Leben“ Ziel und Inhalt seines Wirkens war.

So kam es denn, daß Koch beinah mit einem Schlage kirchlich approbiert war. Es fand dies unter anderem darin Ausdruck, daß ihm zum Professortitel nun auch noch der des „Ehrendoktors der Theologie“ hinzugegeben wurde. Früher hätte Koch wahrscheinlich aufgelacht, da er's besser wußte als ein anderer sonst, daß Ehren nie von außen kommen können. Jetzt, obwohl innerlich so tief im Knechtsstand, mochte er das richtig und entsprechend finden; er war mittlerweile 50 Jahre alt geworden und empfand sich, wenn auch scherzend, schon als „alten, alten Mann“.

Zweierlei ist, angesichts des weiten Themas, schließlich ganz entschieden festzuhalten. Jemand, der in den Dingen drinsteht, hat gesagt, Koch habe erst der Kirche ihr „Gesicht“ gegeben. Und es ist wirklich so. Vorher war sie, in bezug auf Form, gesichtslos. Auch die neuen Kirchbauarchitekten hatten nicht vermocht, ihr das wirklich überzeugende Gesicht zu formen; es blieb ein Mißklang zwischen dem, als was sie auftrat und dem, was sie wirklich war.

Koch bildete den Kirchenraum von seinen Gegenständen, den Zeichen, der Beschriftung aus. Baulich war ihm das Einfachste und das Selbstverständlichste am meisten recht. Jedenfalls zwang er den Innenraum in jene Konsequenz, in jene große Linie, in jenen neuen Ernst hinein, wie er dem einzig angemessen ist, was Kirche schließlich doch repräsentiert.

Es bleibt dabei die Frage offen, ob dies in jeder Hinsicht richtig war. Das schwer lösbare Problem besteht, ob Kirche nicht von der Neuerdung ihres Wesens her den angemessenen, so wünschenswerten, formstarken Stilausdruck erzeugen müsse, ob es nicht am verkehrten Ende angepackt sei, wenn, wie es hier der Fall, ein großgearteter, bewegter Innenmensch daherkommt und seine Sonderart der Kirche auferlegt; das heißt persönliche Voraussetzungen, die sich mit den allgemeinen, durchschnittlichen gar nicht decken können.

Doch etwas wirklich Starkes und Ursprüngliches, etwas Aufrichtiges und aus der Fülle, aus der Glut des Herzens Stammendes muß ja schließlich nicht allein Verständnis, sondern offene Herzen finden. Vielleicht sollte man den Anstoß, der von Koch auf die kirchliche Gebrauchskunst ausging, viel mehr vom Erzieherischen aus bewerten! Zum Aufmerken mindestens zwingen diese Dinge ohne alle Frage. Vielen werden sie geholfen haben und noch weiter helfen, sich innerlich zu strecken und neu auszurichten, nun selber Menschen solcher starken, echten und wahrhaft ehrfürchtigen Art zu werden. Wie weit auch ihre Wirkung reichen mag, die als „Tradition“ gewiß begrenzt sein

und sich mehr und mehr abschwächen wird, — ohne Nutzen, ohne „Segen“ ist die Offenbacher Paramentik keinesfalls gewesen, und ihre Schwingungen gehn vielleicht weiter, als wir heute übersehen können.

+

Indessen — und dies ist das Zweite —, mit dieser so entschiedenen Verkirklichung der Verkaufsgaben hat die Kochsche Wertgemeinschaft sich nicht etwa spezialisiert und abgekapselt.

„Ich habe ja erzählt, daß wir in unserer Arbeit mit der Kirche selbst zusammenhängen, und doch scheue ich mich zu sagen, wir seien eine kirchliche Kunstwerkstätte, weil dies nicht richtig ist. Denn dann wäre sie nicht mehr mit dem Leben verbunden...¹ In unserer Werkstatt geht es gar nicht kirchlich her. Es wird alles gemacht, was die Leute verlangen.“ (Hohensolms.)

Selbst in dieser wichtigsten Verbindung also wollte Koch sich seine Freiheit wahren. Den Zusammenhang mit dem Umfassenderen, mit dem Leben mochte er um keinen Preis geschmälert wissen. Jedoch, er gab das Beste — wenn auch schon abgeleitet, durch die Hände seiner Mitarbeiter — durch den Geist der Treue, Sorgfalt, Ehrfurcht, den er ja in sie gepflanzt, und der nun diesen Arbeiten zugute kam. —

Es mag wohl dies und jenes gegen diese Paramentik einzuwenden sein. Es wurde von ihr insbesondere des Guten oft zuviel getan. Worte und Symbole drängten, stießen sich; vor allem hatten sich die Kreuze — schon bei Koch — oft derart angehäuft, daß dadurch dem Bedeutungswert des Zeichens ungewollt geschadet und es zum bloßen Ornament erniedrigt wurde.

Und doch, dergleichen Schönheitsfehler können auch nicht einen Augenblick beirren. Ein echter Anfang war gemacht mit dieser Kochschen Paramentik. Man wird auch daran glauben dürfen, daß sie einst, bei der unausbleiblichen Erneuerung der Kirchen, noch ihren Beitrag leisten wird.

+

¹ Vom Verfasser gesperrt.

Es sinken Die Kräfte

In den Jahren seines „Übergangs“, das heißt in seiner allerstärksten Zeit, hatte Koch einmal das Wort aus dem Johannesevangelium in Holz geschnitten: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Es war der Leitspruch seines Lebens, zuerst nur ahnungsweise, dann, seit der Wende 1926, als Bekenntnis, zuallerletzt unmittelbar als Lebenswirklichkeit.

Mit der Vergung seines Auftrags, den man prophetisch nennen könnte, in die Praxis kirchlicher Aufträge mochte ihm — nicht nur der Werkstatt wegen — eine schwere Bürde abgenommen sein. Denn seine Kräfte hatten sich — wenn auch noch nicht erschöpft, so doch in hohem Maße aufgebraucht. Wenn wir die ungemeine Arbeits- und Ideenleistung seit rund 1920 uns vor Augen stellen, die Taten, welche immer Wagnis waren in dichter und fast pausenloser Folge, die Innenspannungen und die Gefühlsintensitäten, welche aufgewendet werden mußten, all das innigste Durchleben und Durchleiden im Werklichen und Außerwerklichen, so überrascht das nicht.

Der Substanzverbrauch war ungewöhnlich, der Einsatz in dem Spiel der höchsten, der überhaupt zu geben war. Hundertprozentig war die Hingabe. Schon früher hat sich's, aber nicht etwa als Seufzer, einmal brieflich aus ihm losgelöst (Februar 1923):

„Mein Verantwortungsgefühl ist sehr im Wachsen, es wächst ins Unendliche. Ich steigere meine Leistung mit all meinen Kräften, und vor meinem Geiste stehn alle Menschen, die die höchsten Forderungen an mich stellen. Ich hab's früher nicht gewagt zu hoffen, daß so viel von mir verlangt würde, und ich will immer noch mehr erfüllen. Aber mein bürgerliches Verantwortungsgefühl gegen Frau und Kinder schwindet... ich kann nichts dafür. Ich mach mir's doch nicht bequem. Es hat's niemand so unbequem wie ich. Mein Leben wird immer leerer, es ist schon gar keins mehr. Nur Hervorbringung, nur Arbeit, gar kein Genuß mehr außerhalb dessen.“

er muß wachsen / ich aber muß abnehmen

Damit eng verbunden und eigentlich gar nicht davon zu scheiden war das schon erwähnte Grundmotiv, sich selbst, die starken Kräfte des Persönlichen, nach Möglichkeit herauszuziehen aus der Arbeitsleistung. Ein Hang und Drang zum „Objektiven“, wie er kurz darauf, Mai 1923, diesen Ausdruck findet:

„Die Dinge, die bei uns geschehen, werden immer ungewürzter und reizloser. Es ist bald gar kein Geschmack mehr dran. Jetzt hat die Dorothea einen Band Lutherschriften gebunden, so alltäglich, wenn's auf dem Tisch liegt, greift keiner danach. Man merkt den Einband überhaupt nicht . . .“

Das, was er selbst gemacht, was er gewesen, „soll alles aufgesogen sein und verschlungen“.

Juli 1925:

„Ich merke auch, daß ich langsam weniger werde, so wie der Laib Brot, der nach und nach aufgeessen wird, und das ist recht so, denn dazu hat ihn der Bäcker gebacken. Der Laib Brot, der verzehrt worden ist, den wird keiner bedauern, aber der im Schrank vertrocknet, um den ist es schade.“

Und noch zwei Jahre später (Juni 1927):

„Die Arbeit geht ihren Weg. Meine Mitarbeiter werden selbständiger, und langsam wandelt sich das Verhältnis nach allen Seiten. Mir geschieht bei allem

dem Gutes, es wächst, ich weiß nicht was. Meine eigenen Gaben lassen, glaube ich, langsam nach, ich werde talentlos, aber das, was unter uns geschieht, wird immer besser."

+

Die von Koch in Gang gebrachten Dinge: Arbeiten auf weite Sicht, liefen, beinahe automatisch, weiter. Alles hatte sich vortrefflich eingespielt. Wohl bedurfte es im einzelnen noch sachlicher Verständigung mit seinen Leuten, sonst aber nur der „Aufficht“ und des allzeit wachen Auges, des „Gewissens“ dieses ganzen Arbeitskreises.

Neue Pläne reiften auch in dieser Zeit, auch sie bedeuteten für viele Jahre Arbeitsstoff. Doch sie waren nicht zentral bedeutsam, wie das Blumenbuch, die Teppiche, die neue Paramentik. Trotz aller Schwerkraft, die auch ihnen eignen mag, waren es doch Unternehmungen von „zweitem Grade“.

Da ist zuerst die deutsche Schrift, durch welche das so hoffnungslos verwirrte, weil nach tausend Richtungen zerstreute allgemeine handschriftliche Schreiben eine feste, lautere, gesunde Grundlage erhalten sollte. In

weib hülfen du nun=
sich, so ist die ganze
welt gewönnen und
wöllen doch scheidun
ou sinnen sullen?

erster Linie war sie zgedacht dem schulischen Schreibunterricht; der Einflußsphäre des „Erziehers“ Koch, des „Schulmeisters“ schien sich ein weites Feld zu öffnen!

Die neuen Schreibvorlagen seien fertig, berichtet er im Juni 1927, in vier Versuchsklassen werde schon danach geübt.

„Es ist rührend, die kleinen Kinder damit beschäftigt zu sehen. Das Ganze bewegt mich sehr und wird in Zukunft viel Kräfte und Arbeit kosten.“

Stilistisch war die Schrift entwickelt aus der Handschrift Kochs und der Hans Thomas, der, im Alter namentlich, vielleicht die schönste, reifste deutsche Handschrift schrieb. Sie enthielt charakterliche Werte, wie kaum eine zweite. Sie war äußerst klar und hatte lebhaft-kräftige Bewegung. Ihr Schmuckgehalt war ungewöhnlich groß. Jeweiligen Abwandlungen ließ sie weiten Spielraum. Trotzdem gelang ihr's nicht, allgemeine deutsche Schulschrift, wie die „Sütterlin“, zu werden. Immerhin, in Hessen mindestens hat sie sich damals durchgesetzt.

+

Der zweite Band des Neuen Testaments in seiner kastenförmigen Oktavgestalt, enthaltend die Apostelschriften, wurde angefangen und vollendet, — nun schon für geregelten Verlagsbetrieb.

Der Gedanke eines großen Bibeldrucks schien langsam Boden zu gewinnen. Für Koch eins seiner ernstesten Anliegen. Er hat Satzproben dafür hergestellt, typographisch vorbildlich gelöst, so sehr, daß man behaupten konnte: „das Beste, was seit Jahrhunderten auf dem Gebiet des Bibeldrucks geleistet worden ist“ (Haupt).

Nur fiel er damit in die eigene Vergangenheit und damit ins Vergangene überhaupt zurück. Für eine Altarbibel, die zunächst geplant war, schien die „Bibelgotisch“ ungeeignet. Deshalb wählte er — in zwei verschiedenen Vorschlägen — die „Maximilian“ und „Wilhelm Klingenspor“, edle, aber doch zierhafte Schriften, gotisierend, ohne die bereits erkämpfte Schlichtheit, ohne den Verzicht auf Selbstgefühl und Meisterschaft. Ohne wesentlich neuartige Ansätze in der Richtung einer lebensstarken, in die Zukunft weisenden Bibeltypographie.

Zweispaltigkeit, Verszahlen und „Kernstellen“, fettgedruckt, sie lehren wieder, alles Dinge, die schon überwunden waren; es ist nur erstaunlich, daß es nicht gelang, eine der Bibelgesellschaften dem großen Plane zu gewinnen. Lag es am Text? Das Bibeltext-Problem hat Koch, obwohl er meist die Fassung Luthers wählte, in seiner ganzen Gegenwartsbedeutsamkeit empfunden. Er war damals sogar bereit zu einer Übertragung in der Sprache unserer Zeit (wenn sich's um einen Druck gehandelt hätte für den Allgemeingebrauch und nicht um eine Altabibel). Wie dem nun sei, der Plan kam nicht voran; eine solche „Krönung seiner Lebensarbeit“ war ihm doch nicht zgedacht. In den kurzen Jahren, die noch zur Verfügung standen, erwiesen sich die Hemmnisse als schlechterdings unüberwindlich.

+

An neuen Druckschriften der letzten Jahre stehen zwei an erster Stelle: die „Claudius“-Fraktur, erst 1933 von Kochs Sohn geschnitten, und die „Marathon“-Antiqua, seine letzte eigene Stempelschnittarbeit.

Die herrlich „unbefangene Beweglichkeit“ der „Claudius“ und die in ihr erfolgte Übertragung des Schreibcharakters auf die Druckschrift — diesmal Fraktur — hat wieder ihre praktisch-allgemeine Verwendung eingeschränkt. Vielleicht jedoch hat sie dadurch mehr an Ursprünglichkeit des Eindrucks wahren können als die Jessenschrift.

Von wieder völlig anderer Natur ist die zweitgenannte Type: „Marathon“. Auch sie ist nicht allgemein und unbesehen zu verwenden, weil im Charakter äußerst herb und spröde; doch klar und groß und seltsam überzeugend, von beachtlichster Monumentalität, — fachlich betrachtet, die reifste, die selbständigste, zeitnächste aller Kochschen Schriften.

+

Inzwischen hatte es Koch wieder neu zu großen Blättern aus Papier gezogen; Papier war eben doch und blieb der nächste Werkstoff und, trotz seiner Mängel, unentbehrlich.

Große Zeichnungen nach kirchlichen Architekturen hat er, ähnlich wie die Sammlung „Christliche Symbole“, aus dem meisterlichen Feder-

zug heraus geschaffen. Es sind klärende Vereinfachungen, für sich selbst zunächst und für die „Seinen“. Einen Wunderbau wie das Straßburger Münster mußte man in Lebensnähe haben; auch gerade in der Werkstatt brauchte man die großen Beispiele und Vorbilder der Anschauung unmittelbar und jeden Morgen neu vor Augen.

So hat der Unermüdliche so mancherlei, auf Grund genauer Messungen und sonstiger, für geistige Aneignung unentbehrlicher Angaben, mit der Feder aufs Papier gebracht, flüssig und in klarster Überschaubarkeit. Als Wichtigstes die streng frontal gesehene Münsteransicht, die erst nach seinem Tode in Holzschnitt nachgeschaffen wurde und so in weite Kreise kam.¹

Es haben diese Blätter, bei denen alles sich auf reine Linie beschränkt, den offensichtlichen Charakter von Werkzeichnungen. „Künstlerische“ Absichten waren da von vornherein undenkbar; aber gerade diese rationale Sachlichkeit hat sich am geeignetsten erwiesen, um das Wesenhafte, Geistige des Bauwerks auf das einprägsamste mitzuteilen.

+

Weit größer noch an Umfang und an Wirkung in die Breite geriet die Deutschlandkarte.¹ Mit ihren Vorarbeiten war schon 1925 angefangen worden. Sie bezweckte eine Anschauung des deutschsprachlichen Länderganzen. Technisch griff sie rückwärts auf die alte kartographische Methode, durch sinnbildhafte und kennzeichnende Anschauungselemente wie aus der Vogelschau das Bild der Bodenfläche von der Nüchternheit und dem Zufälligen des Eindrucks freizumachen. Selbst dieses sprödeste der Themen, das jegliche Empfindung, jede künstlerische Formung auszuschließen schien, sollte bezwungen werden von der Kraft des Herzens.

Ein Wort darüber, einem Junibrief entnommen des verhängnisvollen Jahres 1933:

„Unsere Karte von Deutschland wird wohl dieses Jahr fertig werden, ohne Rücksicht auf Zeitströmungen erhält sie die Form, die sie haben muß, und vorläufig wird die Zahl ihrer Freunde vermutlich nicht sehr groß sein. Gott bewahre uns vor der großen Öffentlichkeit.“

¹ Erschienen im Insel-Verlag.

Die Deutschlandkarte, welche ungewollt ein Dokument des alten, nun für uns „geschichtlichen“ Zustandes wurde, ist die Frucht von nahezu zehn Arbeitsjahren. Viele Schülerhände waren daran tätig. Sie war wieder ein Gemeinschaftswerk. In welchem Sinn Koch sie verstanden wissen wollte — sie, die es ertragen mußte, daß das Hakenkreuz ihr eingedruckt ward —, bezeugt am deutlichsten das Hölderlin-Gedicht, das am Innenrand herumläuft: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland . . .“

+

Absonderlich und ungereimt mag es erscheinen, angesichts der hier nur eben angerührten Unternehmungen (zahlloser Einzelarbeiten gar nicht zu denken) vom Erlahmen und Abstieg zu sprechen!

Gewiß, was Koch zuwege brachte noch in seinen letzten Jahren, hätte manchem für ein Lebenswerk genügt. Und doch besteht kein Zweifel.

Auch noch von anderer Seite her erweist es sich. Daß er vieles „aus der Hand zu geben“ sich genötigt sah, lag gewiß in der Natur der Dinge, jener unvermeidlichen Entwicklung, die die Dinge nahmen.

Es hat jedoch zum mindesten den Anschein, als habe Koch mehr aufgegeben, als unbedingt erforderlich gewesen. Er ließ auch zu, daß man ihm manches aus der Hand nahm, was damit an Wirkungskraft einbüßen mußte. Dinge, die nach dem ursprünglichen Instinktbeschuß nicht hätten aus der Hand gegeben werden dürfen. So insbesondere der Eigendruck des Neuen Testaments, der kleinen und wohl auch der großen Bibelsprüche, und der „Bibelschrift“.

Gewiß, er hatte recht, wenn er schon 1923 brieflich aussprach: „wir müssen paktieren“. Ganz ohne Konzessionen ging's nicht ab. Wirtschaftliche Nötigungen sprachen schließlich sehr entscheidend mit. Doch auch hier — und gerade hier doch mehr als anderswo — war eine Grenze, und „heute immer die rechte Grenze zu finden“, das war gewiß nicht einfach.

Nun scheint es so, als ob in jenen späten Jahren von Koch die „Grenze“ gar nicht mehr gesehen worden sei. Als habe er, wie in der Deutschlandkarte, Grenzen ganz absichtlich nicht mehr eingezeichnet. Vielleicht sah er sich dazu außerstande. Es wäre aber auch zu denken, daß er von der Idee durchdrungen war, er habe sich nun restlos auszuliefern, damit nach überallhin Samen falle, auch auf den unfruchtbaren Boden.

So könnte die scheinbare Schwäche im Grunde doch noch immer Stärke sein, nur eben umgewertet, umgewandelt! — Sichereres ist da nicht auszumachen.

Vielleicht wird sich das ändern, wenn die Briefe einmal da sein werden.¹ Auf alle Fälle ist schon heute eines sicher: mit den sonst unter Menschen üblichen Motiven hat die späte Ausdehnung der Wirkungssphäre, diese etwas hastige „Popularisierung“, nichts gemein. Nichts auch mit einer Minderung oder gar dem Verlust des Glaubens an die gottgeschenkte Kraft, die Rudolf Koch in seiner Arbeit zu bewähren hatte.

Es kann kein Werk
durch Kraft bestehen/
Die Sehnsucht muß
im Bunde gehen. —

¹ Ihr Druck ist schon seit vor dem Kriege vorbereitet worden. Ein Flugangriff auf Leipzig vernichtete das schon im Satz Vorhandene. Aus brennendem Hause hat jedoch das Manuskript gerettet werden können.

Moriturus

Kochs Schriftstil zeigt, etwa von 1932 ab, etwas wie einen Bruch. Koch eben schritt er frei daher, gleichzeitig zart und männlich; jetzt ist's, als ob die Lebensachse einen Stoß erhalten habe, der nicht mehr zu verwinden war. Zeichen einer Krankheit melden sich, die unterirdisch schleicht. Am Horizont wird sichtbar, was die Menschensprache Tod nennt.

Rudolf Koch stand irgendwie mit ihm seit lange schon auf du und du. Er schien ihm die geringste Sorge. Koch 1930 hatte er, kühn in Fraktur, den alten Lieblingspruch geschrieben:

Trotz Tod, komm her, ich fürcht dich nit,
Komm her, und tu deinen Schnitt!
Werd ich verletzet, so werd ich versetzt
in den himmlischen Garten,
Darauf tu ich warten,
Freue dich, schön's Blümelein! —

Nun aber, als der Abschluß, der ein Abschied nach so vielen Seiten hin sein wird, sichtbar geworden, lautlos und nicht aufzuhalten näherrückt und näher, kommt es zu einer neuen, einer letzten Wende. In seiner Haltung bleibt Koch unerschüttert, furchtlos, darin vorbildlich groß für alle um ihn her bis an den letzten Tag. Jedoch ein innerliches Beben geht durch handgeschriebene Blätter: nun wieder Dokumente der ursprünglichsten Empfindung, „Bekanntnisse“, wie einst, am Anfang.

Sehr anders aber sind sie doch, obwohl das frühe Blatt, die in Holz geschnittenen Worte unterhalb des Kreuzes, unverkennbar schon in diese letzte Richtung wies. Jetzt scheinen sie zu sagen, daß so schreiben kann nur jemand, über dem ein Urteil hängt. Und dieses „Urteil“ zeigt die ganze Innenwelt in eigentümlicher Beleuchtung.

Es ist — dies geht von ihnen aus — mit seiner Lebenskraft dahin. Die starke, wunderbare Selbstgewißheit, bisher immer noch lebendig, trotz des Knechts-

bewußtseins, sie ist abgetan. Die immer noch so inbrünstig bejagte und geliebte Welt, sie kann nun nicht mehr wirkliches Zuhause sein.

Angeichts der nur gezählten und geschenkten Tage liegt sie mit verwandeltem Gesicht, Landschaft eines Sommeraufenthalts am Abend vor der Reise. Und mit der Reise, die bevorsteht, ist auch die Zeit, die nüchterner und irdischer und bürgerlicher wirken möchte als die Zeit des frühen Schrift-Prophetentums, vorüber. Letzte Tiefen der Erfahrung tun sich auf. Die alte Linie des „Erlebnisses“ wird wieder sichtbar und beherrschend.

+

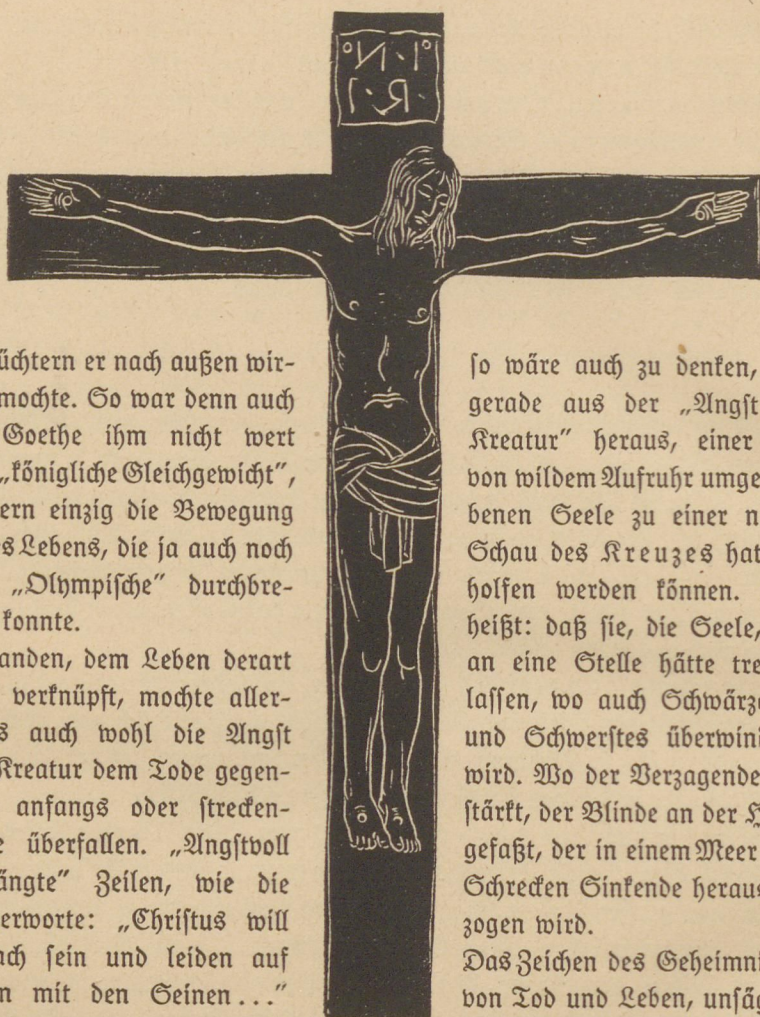
Zwei Grundantriebe scheinen nun in Koch hervorgebrochen, als die Gewißheit unabänderlichen Schicksals ihm zuteil ward. Der eine ist ein hemmungsloser Durst nach Welt und Leben. Die ganze sinnliche Empfindungsfähigkeit schwillt hoch. Es ist, als bäume sich der Lebenswille dieser bluthaften, mit Leidenschaft dem Dasein zugewendeten Natur gegen die nun drohende Vernichtung. Alles möchte diese Seele noch einmal durchkosten, bevor sie's fahren lassen muß aus ihren heißen Händen.

Ein „moriturus“: ein vom Tod Gezeichneter, ein Todbereiter grüßt dich, Unererschöpflichkeit von Welt und Leben! So stürzt die Seele sich noch rückhaltloser, als vorher, in Dichtung. Aus allen Wunderbrunnen des verdichteten, ins Bleibende gehobenen Erlebens möchte sie noch schlürfen.

Insbesondere aus Goethe, — maßlos, bis zum letzten Tropfen dieses Unerschöpflichen. Frucht dieser letzten Neubeggnung sind insbesondere zwei Texte, aus großer Vollmacht mit der Hand geschrieben: „Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz . . .“ und „Raftlose Liebe“ („Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen . . .“). Letzteres ein großes Blatt¹, dessen Schrift den Inhalt beinah physisch schmerz- und lustvoll zum Bewußtsein bringt. Wieder sind es die von innen her bewegten Lettern, denen nun Koch anvertraut, was ihn an diesen Versen so ins Herz getroffen. Wieder geht es uns, den Lesenden, als hätten wir die Texte vorher nur so obenhin gekannt; so glühend leuchten sie hier in der adäquatesten der Formen.

„Freuden“ und „Leiden“, im spannungsvollen Ausgleich, sind das Thema beider Blätter; unter ihrem Stern und ihrem Kreuz hat auch des Schreibers Leben sich vollzogen. Denn: alles hat er immer „ganz“ durchlebt, mit vollem Anteil seines Wesens, — dieser Mensch des leidenschaftlichsten Empfindens,

¹ Später von Kredel holzgeschnitten (für den Insel-Verlag), aber nicht erschienen.



so nüchtern er nach außen wirken mochte. So war denn auch an Goethe ihm nicht wert das „königliche Gleichgewicht“, sondern einzig die Bewegung dieses Lebens, die ja auch noch das „Olympische“ durchbrechen konnte.

Jemanden, dem Leben derart stark verknüpft, mochte allerdings auch wohl die Angst der Kreatur dem Tode gegenüber anfangs oder streckenweise überfallen. „Angstvoll gedrängte“ Zeilen, wie die Lutherworte: „Christus will schwach sein und leiden auf Erden mit den Seinen...“

(1932) deuten darauf hin. Und det, — wie lange schon war's ihm vor anderen vertraut! Schon in seinen größten Jahren konnte es die unverkennbaren Merkmale eines Ringens um das Letzte zeigen. Es trat an seiner Form zum mindesten ein Ernst hervor, der seit Jahrhunderten ganz fremd geworden war.

Später wuchs es auf zu feierlicher Strenge der Maße und der Form, — so wurde es liturgisch brauchbar. Nun aber, wo „die Not am größten“, findet Koch zur frühen, zagenden, ja wankenden Gestalt zurück. Es geht ihm jetzt nur noch um eins: das Kreuz-Erlebnis in dem ganzen Umfang, in der ganzen Tiefe, in dem ganzen fremden Reichtum aufzufassen. Es geht ihm drum, das

so wäre auch zu denken, daß gerade aus der „Angst der Kreatur“ heraus, einer wie von wildem Aufruhr umgetriebenen Seele zu einer neuen Schau des Kreuzes hat geholfen werden können. Das heißt: daß sie, die Seele, sich an eine Stelle hätte treiben lassen, wo auch Schwärzestes und Schwerstes überwindbar wird. Wo der Verzagende gestärkt, der Blinde an der Hand gefaßt, der in einem Meer von Schrecken Sinkende herausgezogen wird.

Das Zeichen des Geheimnisses von Tod und Leben, unsäglich abgeblaßt, verkannt, geschändet,

Kreuz in sich hereinziehen, es bei sich aufzunehmen, zu umfassen, wie die Liebe des Paul Gerhardt den Gekreuzigten „umfaßt“.

In diesem letzten Abschnitt seines Lebens ist das Kreuz nicht nur erkannt, gewußt. Es wird damit begonnen, es zu lieben. Ein Todgeweihter grüßt das Kreuz. Das „Dich-fest-an-mein-Herz-Drücken“ des Passionschorals — es wird hier in aller Stille, aller Einsamkeit der Seele Wirklichkeit. Es gibt kein Ruhen mehr noch Rasten, um diesem Zeichen bis in seine letzten Ausdrucksmöglichkeiten nachzutasten.

+

Immer wieder, nach der Tagesarbeit, fängt die andere Arbeit an: dem Kruzifix Gestalt zu finden. Es ist jetzt höchstens ausnahmsweise noch Altären zugehört, sonst ist es „für den Handgebrauch“ bestimmt. Aus Holz entsteht es, aus Metall: aus Messing oder Silber, oder auch, ja meist sogar, aus Blei. Mit oder ohne Schrift und Zeichen; der romanisch-jugendliche, leidensfreie Leib im Umriss eingegraben, oder hin und wieder aufgelöstet. Alle Möglichkeiten, welche sich bisher gezeigt, werden jetzt noch einmal durchgeprobt und noch bereichert durch das früher nicht Gefundene.

Alle diese Kreuze, die sich nur an Nahestehende verschenken ließen, gleichen Abschiedsgaben. Es waren Tröstungen des schon Vorausgegangenen für eine letzte Stunde, mit Glaubenskraft geladene Sinnbilder seiner Einsicht in das Daseinsrätsel.

+

Neben dieser Arbeit an den handgreiflichen Gegenständen schrieb, zeichnete und malte Koch an einer Blätterfolge. Es sind 50 Bogen, 1933 abgeschlossen. Jeder zeigt das Kreuz in eigentümlicher Abwandlung. Und dem Zeichen wurde nun das Wort hinzugefügt, das seinen Sinn erhellende. Die gewissermaßen „unter dem Kreuz“ gesprochenen und deshalb unter dem Kreuz geschriebenen Texte stammen aus der Bibel oder aus dem deutschen Psalter. Der gleiche Linienzug, der gleiche Stilcharakter stellt die innere Einheit beider Elemente her. Hin und wieder setzt, wie in Erinnerung an die Gepslogeneheit der Anfangsjahre, der Pinsel einen Hauch von Farbe bei.

+

Mit diesem staunenswerten Variationenwerk, „Vermächtnis“ im besonderen und erinnernd an Bachs „Kunst der Fuge“, ist ausgerichtet, was zu tun war.

Rudolf Koch, der Schreibe- und der Lebemeister, wird entlassen aus dem ihm bestimmten Dienstverhältnis. Er entfernt sich unserem Sichtkreis, nur die Spur des Schrittes hinterlassend in dem flüchtigen Sand der Sterblichkeit.

Er hat sein Äußerstes geleistet, sich's nie leicht gemacht. Nun geht er, als es an der Zeit ist. Die Bewegung, welche in ihm lebte und sich in die Sinngebilde seiner Arbeit übertrug, bedurfte der persönlich eingeschränkten Existenz nicht mehr.

+

Am 10. März 1934 hat ein Herzschlag dieses reiche Leben ausgelöscht, dem 57 Jahre nur beschieden waren. —

Koch lag, mit einer Blutkrankheit, in einem Frankfurter Krankenhaus. Am Tag, bevor's ein Ende mit ihm nahm, fühlte er sich plötzlich wieder gut. Er bat Fritz Arnold, einen der ihm nächsten Schülerfreunde, ihm morgen seine derben Stiefel mitzubringen, um mit ihm einen Gang zu tun. —

Begraben liegt er auf dem Oberrader Waldfriedhof bei Frankfurt. Auf seinem Grabkreuz stehen die Worte der Matthäus-Passionsgeschichte: „Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth“.

Fetzt ist meine Seele betrübet
Und was soll ich sagen?
Vater, hilf mir aus dieser Stunde.
Doch darum bin ich
in diese Stunde kommen:
Vater, verkläre deinen Namen.

Übertragbarkeit Des Geistes?

Rudolf Koch ist ohne Sorge fortgegangen seines Werkes wegen, das er hinter sich zurückließ. Was die Gefolgschaft: Schüler, Mitarbeiter, was die „Seinen“ ihm bedeutet haben, ist bekannt. Blind und ohne Vorbehalte baute er auf diese.

Haben sie bewährt, was sie von ihm empfangen? Haben sie das „Erbe“ wirklich angetreten? Haben sie die Wanderung auf seinem Hochgebirgspfad fortgesetzt? Baute sich sein Geist bei ihnen Hütten?

Wir müssen diese Fragen stellen, so schwer Antworten fallen mögen, ja sogar auf die Gefahr von Härten hin.

+

Da ist zuerst zu fragen, was Koch selbst von ihnen denn erwartet haben mag. Hat er überhaupt gerechnet auf „Fortsetzung“ des Werkes? Aus dem großen Brief vom Juni 1923 ging hervor, daß man diese Frage kaum bejahen könnte. . . . „Es ist übrigens kaum einer darunter, der Schriften schreibt“, so heißt es dort. Ausschlaggebend war für ihn die Wertgesinnung; die Frage der Fortsetzung trat in den Hintergrund.

Mag sein, daß er sich selbst – und dies mit Recht – für nichtfortsetzbar hielt. Ein Blick auf Allgergröfste, Dürer, Michelangelo und Rembrandt, mochte ihm genügen, um die Übertragbarkeit des Geistes zu bezweifeln. Daß das hier liegende Problem ihn aber kalt gelassen hätte, darf nicht angenommen werden.

Diese Sicht der Dinge konnte richtig sein für ihn, doch erfaßt sie nicht das Ganze dessen, was uns hier bewegt. Tatsache ist, daß sich die Wertgemeinschaft nicht behauptete. Das, was in diesem seltenen Gefäß gesammelt worden war, zerfloß. Es wurde, mindestens nach außen hin, kaum spürbar, daß diese Menschen schließlich aus der allernächsten Nähe eines Mannes kamen, der so überragte; sie waren sichtbar nicht gesättigt mit den Kräften seines Wesens.

Tatsache ist, daß das von Koch Errungene – vom Lehrbaren des Schreibens abgesehen – nicht von seinen Nächsten ins Programm genommen oder fort-

entwickelt wurde. Und es bestanden doch die umfangreichen Verkaufsaufgaben fort, die größtenteils inzwischen wieder unbestellt geblieben sind.

+

Die Art, wie gerade eine solche Werkgemeinschaft, sang- und klanglos, auseinanderging, hat etwas Deprimierendes. Sie hätte sich erhalten müssen, denkt man unwillkürlich, schon der durch Koch gepflanzten neuen Überlieferung zuliebe. Oder aber: ihre nun auf einzelne beschränkten Wirkungen hätten sehr viel deutlicher ausstrahlen müssen, als es in der Tat der Fall war.

Es ist wörtlich, nur in einem anderen Sinne eingetroffen, was Koch in jenem Brief vorausgesagt: sie werden mich ruhen lassen und kein Aufhebens mit mir machen und meinen Hervorbringnissen. Das, was sie, nun vereinzelt, unternehmen, war nicht größer, sondern kleiner. Es enttäuscht, an dem gemessen, was Koch selber machte. Es enttäuscht auch, daß es sie so wenig bei ihm hielt, dem sie schließlich alles Wesentliche danken mußten. Es gibt gewiß Ausnahmen; doch die Mehrzahl dieser Mitarbeiter hat nichts von der herrlichen Bewegtheit, von der Wärme, von der großen Offenheit des Herzens, nichts von dem Mut und Glauben Kochs. Nichts haben diese Leute von der Flamme! Sie sind nicht, – oder mindestens: sie geben sich nicht so, als seien sie Entzündete.

Und Rudolf Koch war ein Entzündeter; wer ihn so nicht erfaßt, geht an dem Wichtigsten vorbei.

Ihnen fehlt der Schwung, die große Kurve; vielleicht sind sie in irgendeinem Sinn Bekenner, – dann aber viel zu schwach, wie Menschen, die im Flüsterton von einer großen Sache reden, statt, wie ihr Meister, draußen, auf der Gasse, im Gewühl des Lebens. Daher das kümmerliche Einstehen, daher das Auseinanderfallen der Gemeinschaft. Der Geist, der von Koch ausging, hat sie mehr in einer Suggestion gehalten, hat sich nicht in ihnen eingewurzelt, geschweige daß er sich durch sie, nach seinem Lebensende, nach neuen Richtungen entfaltet hätte.

+

„Wenn aber dies geschieht am grünen Holze, was soll dann mit dem dürren werden?!“

Kochs formaler Einfluß auf das Schrifttum war ungewöhnlich groß. Sein Prinzip, dem künstlerischen Schreiben die persönliche Bewegung mitzuteilen, Buchstaben nicht nur, seelisch unbeteiligt, als ausgewogene organische Ge-

stalten aufzubauen, sondern sie charaktervoll zu machen, sie als Ausdrucksträger hinzustellen, wurde mit Begier ergriffen, angeeignet und in tausend Sonderdialekten abgewandelt. Die Belebungs- (manche nennen es Verführungs-)kraft des großen Beispiels ist bis heute deutlich spürbar, und nichts deutet darauf hin, daß sein Einfluß künftig sich etwa vermindern sollte. Nur dies eine ist auch hier ganz unverkennbar: das, was sich übertragen hat, ist ein Formalprinzip, und nicht der Geist. Wenn der Geist sich nicht einmal den Allernächsten, jahrelang Verbundenen sich übertragen konnte, was ist dann noch zu erwarten von den vielen, die nur aus der Ferne schöpften und aus Werkbeispielen, die sie nur von außenher begriffen! Gewiß, auch unter ihnen, die im ganzen hoffnungslos erscheinen mögen und die typischen „Nachtreter“ wurden, glänzen hin und wieder tiefer Angerührte auf. Doch sie sind allzusehr vereinzelt. Ihre Kraft ist unzureichend für den Weiterbau, auf den es doch ankäme.

So hat man also, von der Seite der formal Interessierten aus, Rudolf Koch mißbrauchen können: man gewann entweder seiner Arbeitsweise „Reize“ ab, deren unsere technisierte Zeit bedurfte, oder man ging offen auf Romantik zu (auf religiöse oder nationale) und schmiedete sich dafür Rüstzeug in der kaltgewordenen Werkstatt.

+

Wo aber hat denn nun der Geist sich ausgewirkt?

Wo ist der Same aufgegangen, der hier — sei es bewußt, sei's unbewußt, — geworfen worden ist?

Wesenswirkungen lassen sich wahrscheinlich selten messen oder schätzen. Immerhin, sofern sie da sind, müssen sie in irgendeiner Weise sichtbar werden. Wir freilich übersehen wenig; trotzdem aber, wenn auch unserem Blick verborgen, müssen große oder kleine Lichter leuchten in der Welt, an irgendwelchen Stellen, wo sie einmal angezündet worden sind.

Wir mußten kenntlich machen, daß bei den Schülern solche Wirkungen kaum nennenswert hervorgetreten sind. Bei der Koch höchst unerwünschten Gattung der Nachahmenden konnte noch viel weniger die Rede sein von Geistesübertragung. So bleibt denn also nur das große „Publikum“. Das heißt, die beinahe ungreifbare Menge derer, die in Ausstellungen und Bibliotheken Kochs Originalarbeiten kennenlernten; angeschlossen solche, die er in Abbildungen berührte, oder die auch aus Berichten anderer sich ein Innenbild zu schaffen in der Lage waren.

Entscheidend ist, daß es Berührte waren; daß der Eindruck zwingend war und sich behauptete. Mehr festzustellen läßt sich nicht erwarten; wie der Eindruck sich in Lebensäfte transformiert, ist „Gottes Sache“.

Bis zu gewissen Grenzen sind solche Eindrücke registrierbar. Ob Nachfrage groß ist oder unbedeutend, wird bekannt. Aber aufregende Angelegenheiten kommt auch ein Gespräch in Gang. Auf alle Fälle: echte Geistes-, echte Lebenswirkungen lassen sich durchaus erschließen aus vielfährigen Beobachtungen und Erfahrungen. Und wenn man sie zugrunde legt, darf man behaupten, daß die Wirkung Rudolf Kochs beträchtlich war und heute noch beträchtlich ist.

Koch war nicht nur ein großer Einzelgänger. Er war ein großer Einsamer geblieben. Niemand hat ihn wirklich fortgesetzt, nicht die Schüler-Freunde, nicht der Sohn. Sein „Erbe“ ist nicht angetreten worden.

Aber: groß war seine Wirkung auf die Menschen. Und er wollte doch wohl nur auf Menschen wirken letzten Endes. Auf Menschen hat sein Geist sich übertragen können. Viele sind es, denen er „die Seele losgelöst“, den Punkt gewiesen hat, von wo es ausgeht. Und wenn man sagen soll, was dieses ist: die Negativform seiner Ründung, seiner missionarischen Berufung, so müßte man von einem „neuen Leben“ sprechen.

Das, was von der Person selbst oder, mittelbar, vom Werke übergang in Blut und Leben, und eine übergreifende, Koch wahrhaft wesenseinige Gefolgschaft schuf, wiegt schließlich schwerer noch als alles, was ihm an hohen sachlichen Verdiensten gutzuschreiben wäre: es ist mehr noch als die durch ihn belebte Werkgegnung, mehr als die durch ihn erfolgte ungewöhnliche Bereicherung der deutschen Schriftgeschichte.

A B C D E F G H I J K L
M N O P Q R S T U V W
X Y Z + a b c d e f g h i j k l m n o p q r s
t u v w x y z : 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 . ß ß ! ? , :

Einsprüche

Es hat jemand, ohne große Worte zu verlieren, einen Weg gefunden und mit Festigkeit und Zuberficht beschritten. Dieser Weg läuft abseits aller sonst begangenen Wege. Er ermöglicht aber, wie sich bald herausstellt, Findungen, die viele Blicke auf sich ziehen, schon weil sie sich von dem beträchtlich unterscheiden, was man sonst zuwege bringt in dieser Richtung. Keiner wird da sehr verwundert sein, wenn jenem Wanderer nach kurzer Zeit schon Einsprüche, ja Segnerschaften sich entgegenstellen.

Der Einspruch kann von kritischer Natur sein, berechtigt oder nicht berechtigt. Die Einspruchsgründe können aber auch noch tiefer liegen, im Persönlichen, im Wesen. Jemand — oder eine ganze Gruppe — kann sich als bedroht durch das empfinden, was jener Einzelgänger unternimmt. Dann wird Kritik zur Segnerschaft, oder sie ist offener Ausbruch einer solchen.

Dem durch Rudolf Koch ins Werk Gesezten ist diese Feindlichkeit nicht fremd geblieben. Ihm persönlich ins Gesicht zu treten wagte sie zwar nicht. Unausgesprochen aber war sie immer da:

„Jetzt ist es noch so, daß mich die Leute um mich herum alle für verstiegen halten und für übergeistig. Eine kleine Anzahl halten ganz zu mir, die andern sind alle meine Feinde. Es ist merkwürdig, wie erbittert die Feindschaft ist der Leute, mit denen ich täglichen Umgang habe und die mir alle zu Willen sind, wie und wo ich es verlange. Nur in ihren Augen merke ich die Feindschaft und in gelegentlichen Äußerungen dritten gegenüber . . ." (Mai 1923.)

Die radikale Andersartigkeit mußte Widerspruch erzeugen, zuerst bei den Berufshandwerkern, denen er „ins Handwerk pfuschte“, und die meistens seine Gegner blieben, wenn auch die ungelernete Arbeitsweise Kochs in ihrer Beispielhaftigkeit schon längst erkannt und anerkannt war.

Diese Art von Gegnerschaft ist also sachlich deshalb nicht besonders ernst zu nehmen, weil sie entkräftet wird durch positive Leistung. Untrüglicher Instinkt und eingeborenes Handwerkertum waren Koch in solchem Grade eigen, daß auch die Berufung auf die feste Überlieferung außerstande war, dem etwas anzuhaben. Wenn ein Einspruch möglich wäre gegen die Gesamterscheinung Rudolf Kochs, so könnte er sich nur noch auf ein anderes beziehen, — und zwar auf das, was sich daran „romantisch“ gibt.

Der Einwand der Romantik ist, auch heute noch, nicht leicht hin abzuweisen; ihn ernsthaft durchzuprüfen, bleibt auch denen nicht erspart, die diesem Werk mit Ehrfurcht nahen.

Dies Werk ist wie ein formgewordener Ruf: Zurück zum Handwerk! Zurück zur Einfachheit, zur Naturverbundenheit des Lebens! Einer an die technischen Entwicklungen und an unerfättliche Bedürfnissteigerung gewöhnten Zeit muß dieser Ruf zunächst nur als Verrat am Geist der Generation erscheinen. Und doch, es wäre platt, so große Weisungen auf das „Romantische“ hinauszuspielen. Das hieße, in der Konsequenz, das Echte, Große überhaupt, das Wertbeständigste „romantisch“ nennen.

Das Handwerkliche auszuschalten aus dem Ring des neuen Werdens, hieße auch Kultur — nicht etwa Kunst allein — in Frage stellen; man braucht sich nur an Goethes Wort erinnern. Und die Besinnung auf die großen, schlichten, ursprungsnahen Bindungen des Lebens zu verdächtigen, würde sich verhängnisvoll an Gegenwart und Zukunft rächen. Das sind religiös bedingte, ja prophetische Anliegen; und es müßte jemand schon die Stirn besitzen, das Religiöse der Romantik gleichzusetzen, wenn er Losungen gegen Unnatur und ihre unvermeidlichen Verhängnisfolgen im Persönlichen und Öffentlichen nicht mit dem zustimmenden Ernst begegnen wollte, den sie fordern.

Diese „Romantik“ ist es nicht, die uns zu schaffen machen könnte. Denn wir begreifen gut, wieso der Vielbeschäftigte sich Zeit erzwang und Mühe nahm, sich an längst „überholte“, handwerkliche Tätigkeiten hinzugeben: Spinnen, Sticken, Weben, Färben, Schnitzen, Stempelschneiden und was alles sonst. Diese „herrlich zeitraubenden“ Tätigkeiten, die dem Außenstehenden absurd erscheinen mögen, waren hier nichts als die Folge einer Arbeitstreue, eines Echtheits- und Soliditätsempfindens, ohne das das Edelste des Menschen zu hoffnungslosem Niedergang bestimmt ist.

+

Die einzig wunde Stelle könnte dort zu suchen sein, wo Koch stilistisch anknüpft.

Wenn irgendeine Geist- und Stilkultur, so ist das Mittelalter ihm die Heimat; die Liebe der Romantiker erscheint, an dieser Leidenschaft gemessen, nahezu als Schwärmerei. Daß er dort alles finden könne, davon war er überzeugt, auch — in der Romanik nämlich — das ganz Artümliche, das geradezu „barbarisch“ wirken kann. Deshalb schlug er nicht den andern Rückweg zu den Quellen des naturgebundenen Lebens ein, den Rousseaus Glaube an das schöpfungsnahen Menschentum gezeigt hat und zu dem der künstlerische „Exotismus“ des Gauguin und wieviel Späterer sich bekannte.

Für einen so vom „Wort“, vom Logos in der Tiefe seines Seins Berührten kamen als die Anschlußmöglichkeiten des Empfindens und der Form nur jene großen Stilkulturen in Betracht, die aus der Christus-Invasion des Ostens im kulturell noch unverbrauchten Abendland hervorgegangen waren. Der Anschluß an die mittelalterliche Welt, die in jenen Jahren gerade wieder neu, in vorher nicht gekannter farbigster Eindringlichkeit erstrahlte, war aus der Kochschen Lebenskonfession nicht abzulösen. Jedoch — und dies ist ja für jegliche Geschichtsbeziehung überhaupt entscheidend — nicht als Vergangenes galt ihm das Mittelalter, sondern als ein Wirkendes, Lebendigstes, unmittelbar Bedeutungskräftiges, das zu einem vorher nicht Gewesenem verpflichtete.

+

Weltmäßige, infolge der Verlockungen der Klassik überhandgenommene Elemente hatten eine weitere Entwicklung jener großen klaren Ursprungslinie abgelenkt. Durch den Buchdruck wurde Schrift (= Geschriebenes) ein allgemeines Mittel der Verständigung. Sie zehrte noch auf lange von dem Reichtum überkommener Ausdrucksmächte. Sie brachte herrliche Gestalten an den Tag, insbesondere im Renaissance-Italien, in den Ländern des Barock, im deutschen Klassizismus. Alle ohne Zweifel „Geistesträger“; und doch nicht mehr Spiegel einer großen kulturellen, religiös gebundenen Einheit, wie es eben jenes Mittelalter war. Schriftgeschichtlich blieb ein Resultat spätmittelalterlichen Geistes, die Fraktur, die „deutsche“ Schrift, bis in die Gegenwart hinein bestimmend.

Es ist die Schrift, von der das Kochsche Unterfangen seinen Ausgang nahm. Er, der nach nichts so sehr verlangte als nach Ausdruckswerten, empfand natürlich in den ursprungsnahen, alten Formen der Fraktur das meiste Leben.

ROMANIK

VOM SINN UND
WESEN FRUEHER
MITTELALTERLICHER
KUNST +

So knüpfte er an diese auch sein leidenschaftliches Begehren. Indem er sie durchfühlte bis in ihre feinsten Züge, konnte er das Instrument gewinnen, um zu sagen, was er, als ein Heutiger, zu sagen hatte durch die Schriftgestalt. Und von der Schriftgotik fand er sich weiter noch zurück zu den großräumigen und feierlichen Lettern der frühesten romanischen und vorromanischen Lateinschrift.

Nicht weniger bezwingend hat er deren fernendes Geheimnis seinem eigenen Schreiben einverleibt. Ja diese ihre Transzendenz stand ihm im Grunde noch viel näher als die expressive Gotik. Es enthüllte sich ihm ihre denkmahlhafte Größe. Er erlebte die Romanik so, wie Carstens oder Gluck das alte Griechenland, wie Schinkels Lehrer Gilly, diese mächtige Natur, die Herbigkeit des Dorischen und eines Römertums der frühen, echten Größe.

+

Der Einwurf oder Vorwurf der „Romantik“ besteht grundsätzlich dort allein zu Recht, wo sich Gestaltungsschwäche hinter den erfüllten Formen der Vergangenheit verkriecht. Dort aber, wo nur irgend etwas klingend wird und Ausdrucksleben, kann Anknüpfung nichts Negatives sein.

Vergleichbar ist das einem alten Instrument. Man kann darüber streiten, ob man jene edlen, wunderbaren Instrumente der verblühten Zeiten jetzt noch spielen soll und nicht vielmehr die neugebauten; in beiden Fällen aber kommt es einzig darauf an, wer sie in seine Hand nimmt.

+

Beispiel

Rudolf Koch war einer jener Beispielhaften, deren Wesensbau eindeutig ist und deshalb überzeugend.

Es existiert nur jeweils eine Handvoll solcher Weisenden. Sie können Vorbild deshalb sein, weil sie alles Ihrige auf eine Karte setzen. Weil sie buchstäblich Leben opfern an das Werk, an das, was wirken soll. Es ist dies kein Verdienst, das es zu rühmen gälte, es ist nur eine Selbstverständlichkeit, von höchstem Anspruch aus gesehen. Aber daß es eine solche ist, macht sie denkwürdig ragen in der Welt der Ichbezogenheit, es macht sie einzigartig und wie Sterne leuchten.

„Hingabe geht nimmer fehl“, heißt ein Satz des Meisters Eckhart. Was vollzogen wird mit letztem inneren Dabeisein, mit dem ganzen Einsatz aller Kraftreserven, das ist nicht umsonst getan. Es ist immer auch für andere geleistet, und die Früchte reifen, — ohne Sorge. Sie, diese anderen — in welchem Stadium ihres Werdens sie sich auch befinden mögen — dürfen sich nur solchen anvertrauen, die imstande sind, sich wahrhaft „dranzugeben“, denn da sind zugleich die anderen großen Eigenschaften angeschlossen, die das Lebensganze — das wir niemals aus der Sicht verlieren dürfen — zur Vollendung runden.

+

Im Grunde ist es ja nur eine Eigenschaft, die das Schicksal eines Menschen ausmacht; nur ein einziger Geheimbestiz. Rückblickend auf den „Schreibe- und den Lebemeister“ schwanken wir vielleicht ein wenig, wie wir sie bezeichnen sollten. Dann aber tritt es doch hervor, daß dies alles in sich Fassende und Flechtende die Eigenschaft des „Glaubens“ war.

Er selbst hat diese Fähigkeit — zunächst des „Glaubens schlechthin“, nicht eines „bestimmten Glaubens“ — für das Fundament jeglichen Tuns gehalten. Er nannte sie unlehrbar, nannte sie ein „Widerfahrnis“, ein Geschenk, von dem keiner sagen kann, weshalb es dem zuteil wird, jenem nicht.

Glauben hieß für ihn, wie der Hebräerbrief es ausdrückt, das Für-wahr-, Für-wirklich-Halten einer Sache, die man nicht mit Händen greift, und: in der Gewißheit von der Wirklichkeit des Unsichtbaren bis an die Grenzen der Bewährung gehen.

Von dort bestand Koch nicht allein den Auftrag seines Wirkens. Er bestand das Leben, er bestand das Ganze, das ihm aufgegeben war, den Tod einschließlich, der ja auch nur eine Teilaufgabe dieses Lebens bildet. Er bestand als „Frommer“, das heißt Gottgebundener, weit abgesetzt von den durchschnittlichen Formaten und vom sanften Säuseln der Gefühllichkeit.

Das, was er fertig brachte, konnte nichts für sich sein wollen. Die meisten treiben ihre Dinge und verwenden ihre Gaben sich zur Feier. Koch wollte nichts, als ein Licht anzünden vor dem namenlosen Bilde. Nichts war ihm gewisser, als daß sein Leben nur im Zeichen eines Dienens möglich sei. Und in der tiefen Ehrfurcht, die ihn krönte, schlug er sein Wirken sehr gering an — gemessen an dem großen Ganzen, dem es zugeordnet war und immer offensichtlich entgegentrieb.

In einem Brief von 1931 zog er, im Angesicht der Ewigkeit, so etwas wie die Summe seiner Jahre; wissender, ergreifender kann's keiner sagen.

„Ob unsere Arbeit etwas gilt, ob sie schön ist, ob sie nützlich ist, ob sie den Frommen gefällt, ob sie den Unfrommen gefällt, ob sie Dauer hat oder nicht, ob wir sie fröhlichen Herzens tun, oder traurigen Herzens, ob wir glücklich sind, oder unglücklich, ob wir lang oder kurz leben, gesund oder krank sind, Ehre oder Unehre haben — wenn wir nur ein kleines mitgewirkt haben am Heiligtum, wenn wir nur beim Bau der Kirche Christi haben Steine zuführen dürfen, wenn nur nicht alles wieder verworfen worden ist, was wir gesorgt und gearbeitet haben, ja, wenn nur ein einziges Sandkörnlein übergeblieben ist, so sind wir in Gnaden angenommen und tausendfach gesegnet.“

+

**DAS IST DER SCHÖNSTE ANLASS
FÜR DIE PFLEGE DER KUNST,
WENN EIN VON DANKBARKEIT
ÜBERFLIESENDES HERZ DEN
SCHÖNEN GOTTESDIENSTEN DES
HERRN EINE ZIERDE UND EINEN
SCHMUCK VERLEIHEN MÖCHTE.
DA LOBEN DIE HÄNDE DER
WERKLEUTE DEN NAMEN DES
HÖCHSTEN MIT DER REINSTEN
FREUDE UND JEDER, DER DAS
FERTIGE WERK SIEHT, GEHT
GESEGNET DAVON UND SEI ES
NACH TAUSEND JAHREN.**

RUDOLF KOCH

Ich bin beim Lesen vieler und mancherlei Bücher in jungen Jahren mit der Zeit an ein Buch gekommen, da hat das Lesen nicht mehr ausgereicht. Das war so mächtig, da mußte ich tiefer eindringen und länger verweilen, als es beim Lesen möglich war, und ich begann, es abzuschreiben, es war die Bibel.

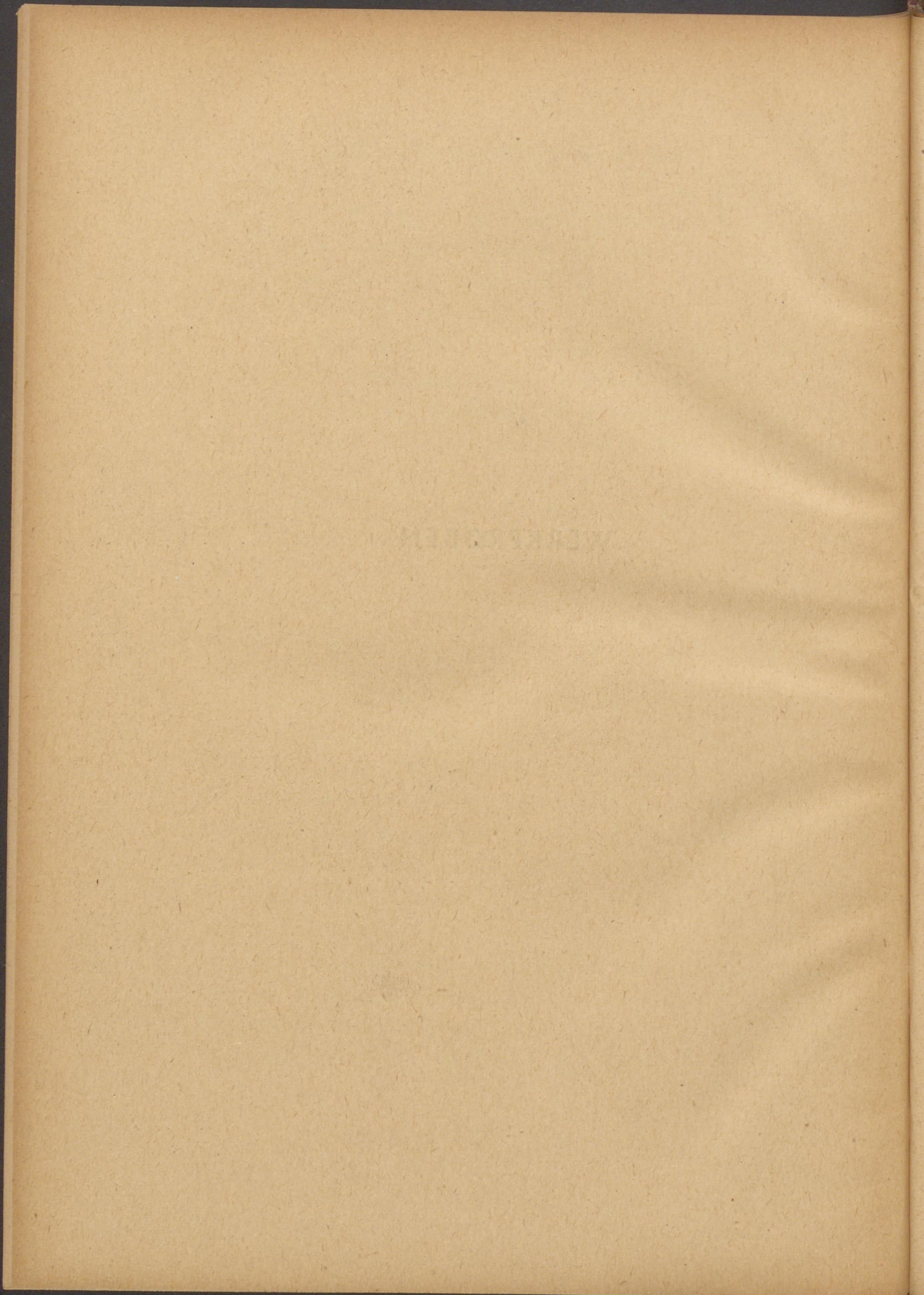
Und doch schien das alles noch nicht dauernd genug, die Worte wollten noch mehr Gewicht. Da begann ich sie in Metall zu meißeln, in Holz zu schneiden und in große Wandteppiche zu sticken und zu weben, sie wurden in Fresko gemalt und in Bronze gegossen, und es ist immer noch kein Ende, denn diese Worte durchdringen den immer tiefer, der einmal von ihnen erfaßt ist, ja, er wird völlig verwandelt davon, das Leben findet seinen Sinn, und der Tod verliert seinen Schrecken.

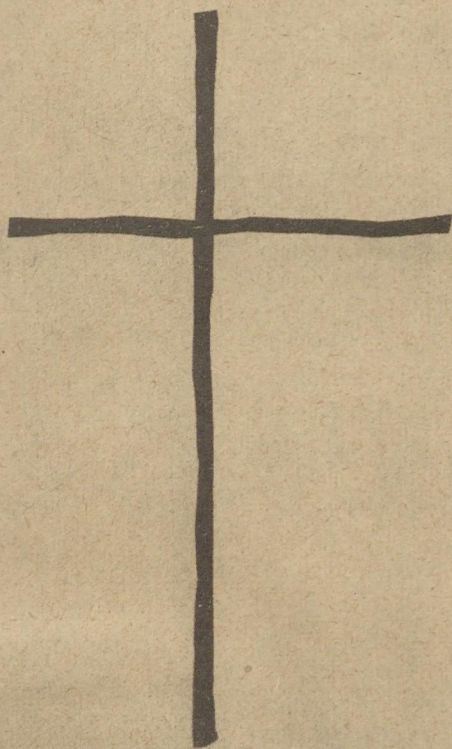
RUDOLF KOCH

Verzeichnis der Abbildungen im Text

- Seite
- 11 Buchtitel Dostojewskij, etwa 1923, Furche-Verlag, Berlin
- 12 Aus dem „Schreibbüchlein“, Bärenreiter-Verlag, Kassel
- 15 Buchtitel „Schöpfung“, 1924, Furche-Verlag, Berlin
- 17 Kunst-Dienst-Signet, 1927/28
- 19 Buchtitel „Der große Maggid“, 1922, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
- 21 „Die Soldatenstiefel“, Holzschnitt, Anf. 20er Jahre, W. Gerstung, Offenbach
- 30–31 Doppelseite aus dem „Zeichenbuch“, 1923, W. Gerstung, Offenbach a. M.
- 33 „Die Abzeichen Davids“, 1932, Bärenreiter-Verlag, Kassel
- 35 „Die Grablegung“, 1932, Bärenreiter-Verlag, Kassel
- 39 „Die Quelle alles heiligen Geistes...“, Schrotblatt, 1920
- 42 Verlagsignet, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
- 43 Das Messingbecken, Zeichnung
- 45 Der Silberkelch, Zeichnung
- 47 Der Bleikasten, Zeichnung
- 49 Zeichen der Werkgemeinschaft Rudolf Koch
- 55 Heckenrosen aus dem „Blumenbuch“, Insel-Verlag, Leipzig
- 57 Adamsröschen, „Blumenbuch“
- 62–63 2 Seiten aus „Die Freude am Werk“, 1938, Gebr. Klingendorfer, Offenbach
- 67 Sinnbild vom Plakat der Internationalen Buchausstellung, Leipzig 1926
- 69 „Veni creator spiritus“, Titelzeichnung zu einem Musikprogrammheft
- 77 „Er muß wachsen...“, Holzschnitt, Anfang zwanziger Jahre
- 78 Aus dem „Schreibbüchlein“
- 83 „Es kann kein Werk durch Kraft bestehn...“, Holzschnitt
- 86 Abdruck von einem Messingkruzifix mit ziselierter Zeichnung, etwa 1933
- 88 „Jetzt ist meine Seele betrübet...“, Holzschnitt, etwa 1933
- 92 Aus dem „ABC-Büchlein“, Insel-Verlag, Leipzig
- 96 Buchtitel „Romanit“, 1923, Furche-Verlag, Berlin

WERKPROBEN





IN·DER·WELT
HABT·IHR·ANGST
ABER·SEID·GETROST:
ICH·HABE
// DIE·WELT
ÜBERWUNDEN

Im anfang war das wort + und das wort war bei gott und gott war
das wort. Daselbige war im anfang bei gott + alle dinge sind durch das-
selbige gemacht und ohne daselbige ist nichts gemacht was gemacht
ist. in ihm war das leben und das leben war das licht der menschen + und
das licht scheint in der finsternis und die finsternis hats nicht begriffen.
es war ein mensch von gott gesandt der hieß johannes + dieser kam zum zeu-
gnis das er von dem licht zeugete auf das alle durch ihn glaubten + er war
nicht das licht sondern zeugete von dem licht. das wahrhaftige licht welchs
alle menschen erleuchtet kam gerade in die welt + es war in der welt
und die welt ist durch daselbige gemacht und die welt erkannte es nicht.
+ er kam in sein eigentum und die seinen nahmen ihn nicht auf. wie
viele ihn aber aufnahmen denen gab er macht gottes kinder zu werden
die an seinen namen glauben + welche nicht von dem gebluet noch
von dem willen des fleisches noch von dem willen eines mannes
sondern von gott gezeugt sind + und das wort ward fleisch und
wohnete unter uns und wir sahen seine herrlichkeit + eine herrlich-
keit als des eingebornen sohnes vom vater voller gnade und wahr-
heit + und von seiner fuelle haben wir alle genommen gnade um
gnade + denn das geset ist durch moise gegeben. die gnade und wahr-
heit ist durch jesum christ worden +
niemand hat gott je gesehen. der eingeborne sohn der in des vaters
schosß ist der hat kunde gebracht +



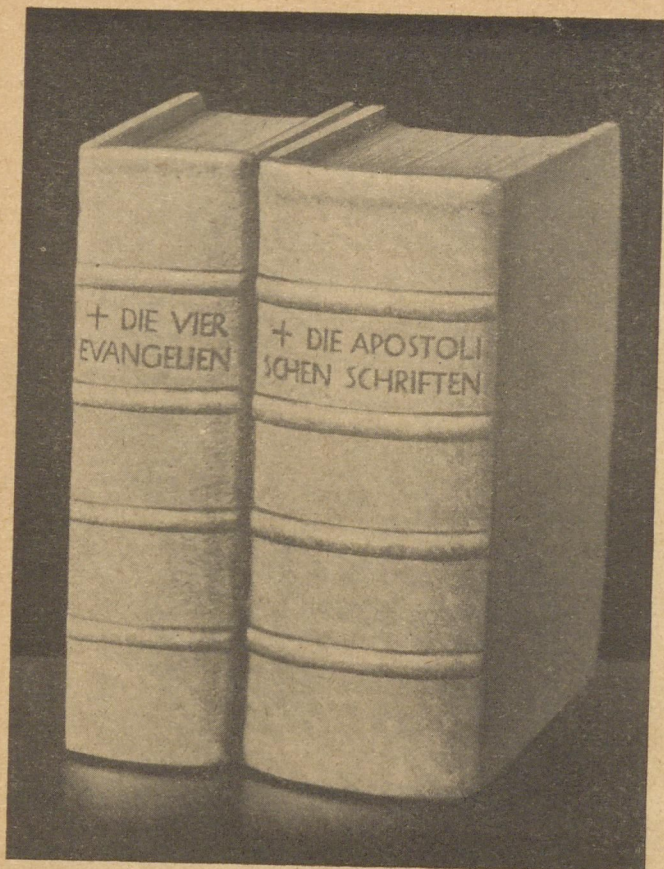
Der erste Teppich · Leinentücherei · 1922



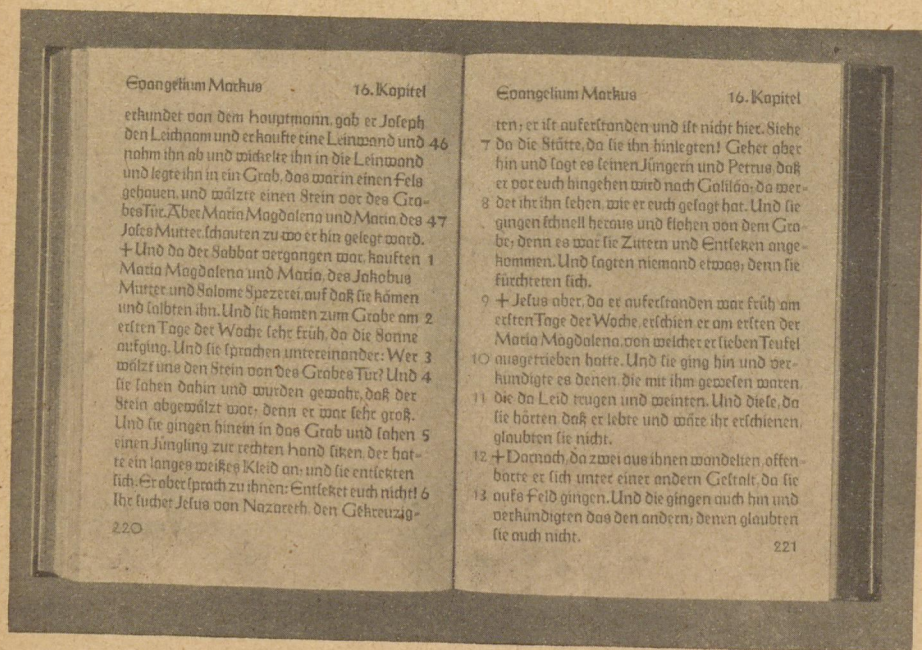
Teilansicht eines gewirkten Teppichs
Ungezirrter Leinenfaden · Schrift schwarz, Grund rot
Verbindung der Streifen und unterer Rand gehäkelt



Teilanficht eines geflochtenen Teppichs in Originalgröße



Einbände in Schweinsleder
Evangelienruch - Peter-Jessen-Schrift

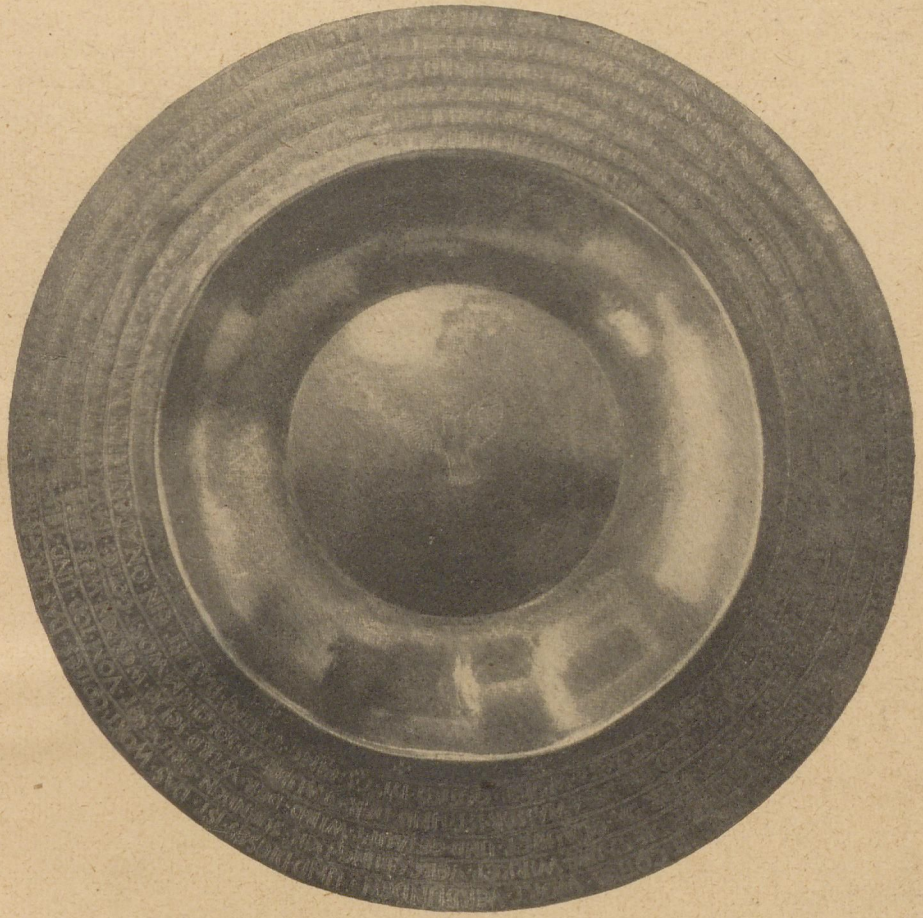




Altarkreuz aus Holz mit Messing beschlagen · Leuchter aus massivem Messing · Leinendecke mit blauer Schrift in Kreuzstich



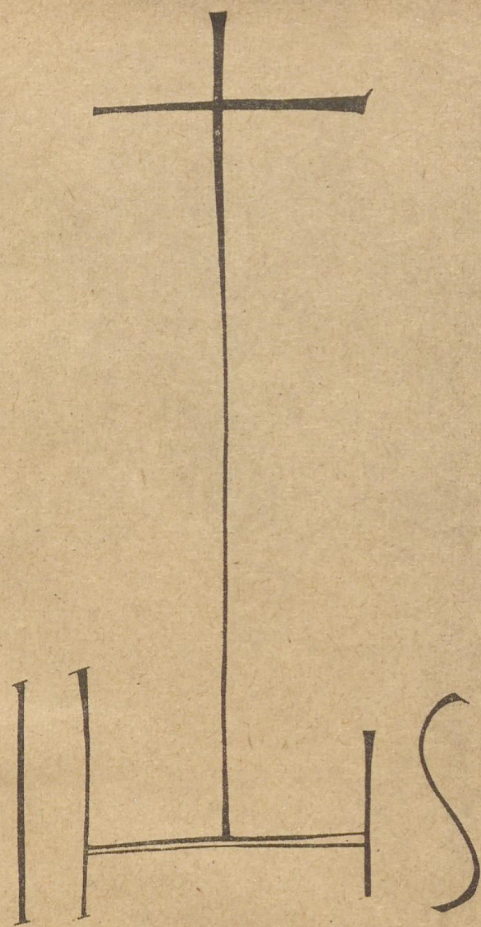
Kelch in Silber



Großes Taufbecken aus Messing getrieben



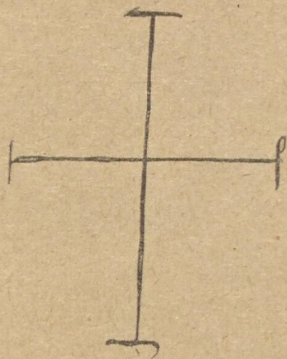
Originalzeichnung für das Blumenbuch



UND DAS WORT WARD FLEISCH UND WOHNTE UNTER
UNS UND WIR SAHLEN SEINE HERRLICHKEIT. EINE HERR
LICHKEIT ALS DES EINGEBORNEN SOHNES VOM VATER +
VOLLER GRÄDE UND WAHRHEIT .

Trok Tod komm her, ich fürcht dich nit,
komm her, und tu deinen Schnitt!
Werd ich verletz, so werd ich verletz
in den himmlischen Garten
Darauf tu ich warten
Freue dich, schöns Blümelein!

Der Herr ist mein Hirte
mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich
auf einer grünen Aue
und führet mich
zum frischen Wasser



O Lamm Gottes unschuldig
am Stamm des Kreuzes geschlachtet,
allzeit erfunden geduldig,
dieweil du warest verachtet,

all Sünd hast du getragen,
sonst müßten wir verzagen

erbarm dich unser

o Jesu!



Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz :

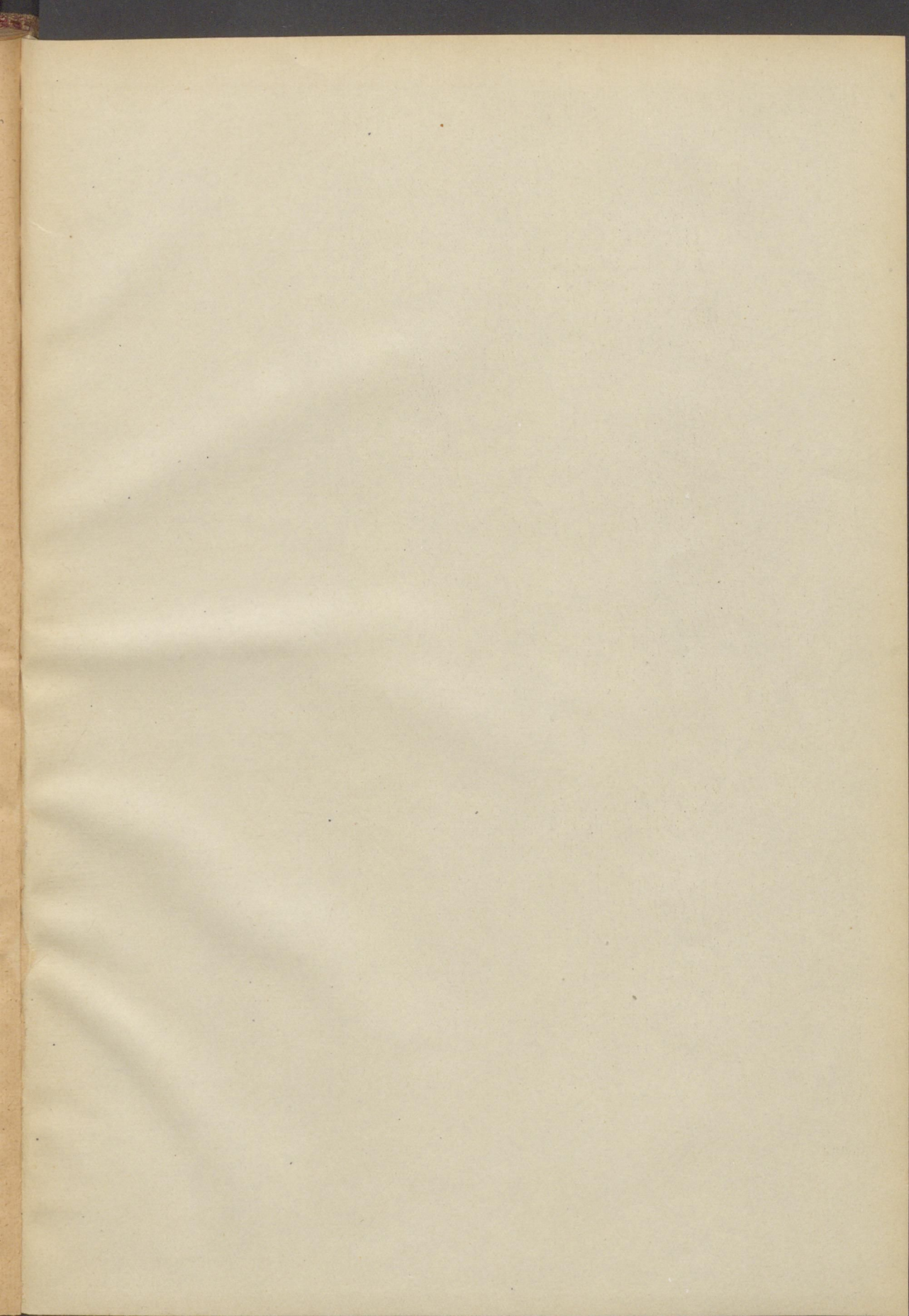
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen,
ganz :

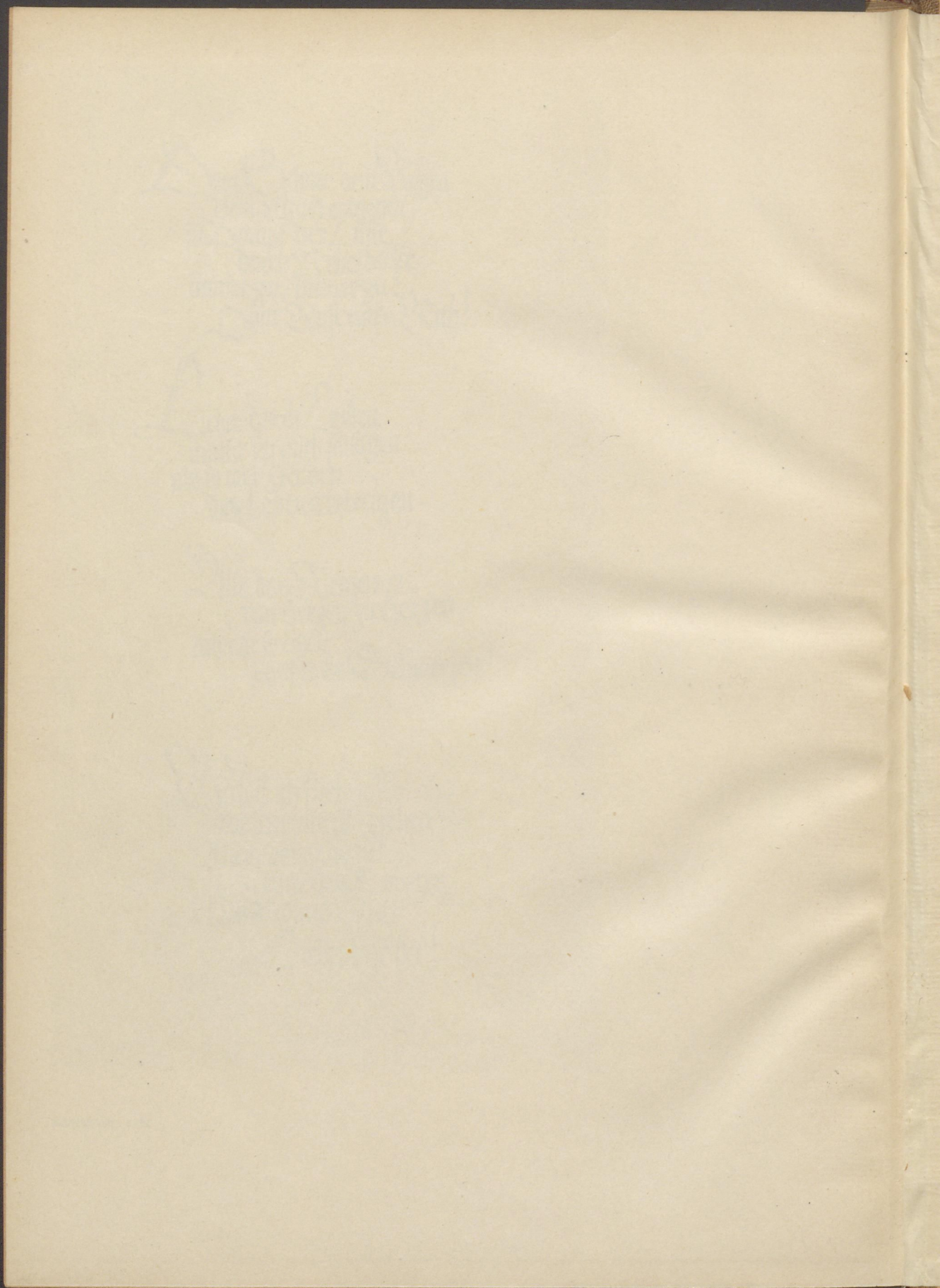
Dem Schnee dem Regen
Dem Wind entgegen
im Dampf der Luft
durch Nebeldüfte
immer zu immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
möcht ich mich schlagen
als so viel Freuden
des Lebens ertragen.

Alle das Reigen
von Herzen zu Herzen
ach wie so eigen
schaffet es Schmerzen!

Wo soll ich fliehen?
wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens
Glück ohne Ruh
Liebe bist du!





Jüdisches Museum Berlin

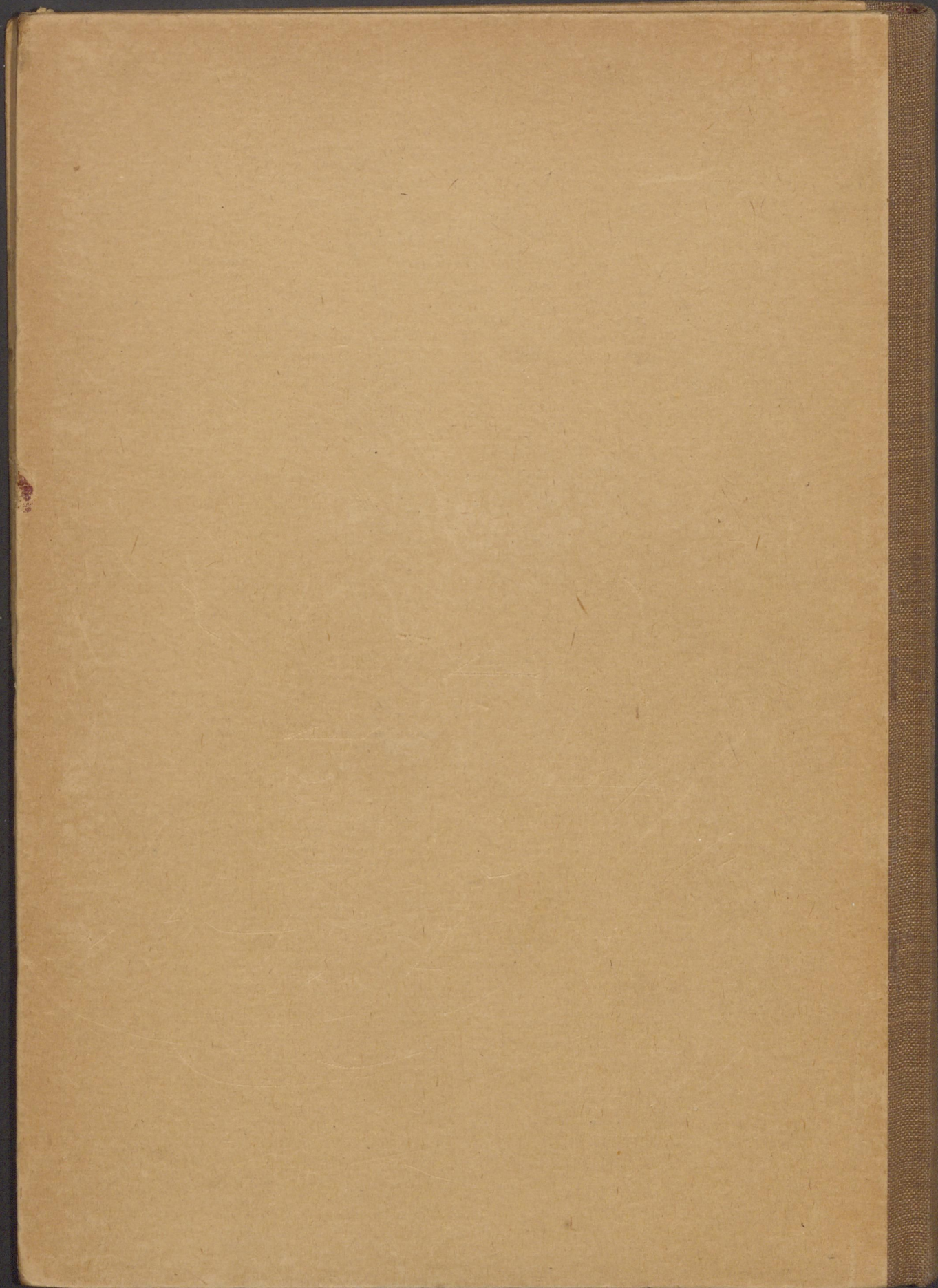


00053563

11. 4. 20.

Koch

13



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20

Colour Chart #13

DANES
-PICTA
.COM

| Blue | Cyan | Green | Yellow | Red | Magenta | White | 3/Color | Black |
|------------|------------|-------------|--------------|-----------|---------------|-------|------------|-------|
| Light Blue | Light Cyan | Light Green | Light Yellow | Light Red | Light Magenta | White | Light Grey | Black |
| Dark Blue | Dark Cyan | Dark Green | Dark Yellow | Dark Red | Dark Magenta | White | Dark Grey | Black |